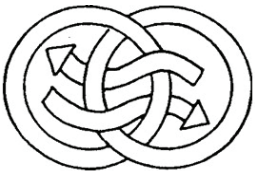
Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicaţie semestrială a Societăţii Germano-Române

Jahrgang XXIII • Heft 1 • Sommer 2020

Wilfried Fuhrmann — **Republik Moldau – eine ökonomische Reise**
Zur wirtschaftlichen Entwicklung zwischen Pruth und Djnestr

Elke Kaiser — **Die moldauisch-deutschen Kooperationen in der archäologischen Forschung**
Ein Teil der Humboldt-Familie

Silvia I. Zimmermann — **Carmen Sylva als Forschungsthema**
Zur Entstehung der Forschungsstelle Carmen Sylva des Fürstlich Wiedischen Archivs

Gundel Große — **Ideologische Probleme der Zwischenkriegszeit**
Gehören die jüdischen Autoren Rumäniens zur rumänischen Literatur?

Orlando Balaş — **Sprachkontakt und Sprachkontinuum**
Gemeinsamkeiten des Deutschen und Rumänischen im Bereich des Grundwortschatzes

Adina-Lucia Nistor — **„Alendelon“, „Fram“, „Pegas“, „Carpaţi“**
Bereits vergessene Warennamen?

Andra Cioltan-Drăghiciu — **Breaking The Law?!**
Rocker im spätsozialistischen Rumänien – eine hybride Subkultur

Hermine-Sofia Untch — **Tätigkeitsbericht 2019**
Deutsch-Rumänische Gesellschaft, Berlin

Neue Bücher

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jan-Peter Abraham
Jörn Henrik Kopfmann
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.
Auflage: 600 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.
Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breitfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für beiderlei Geschlecht.

Internet: www.deruge.org ISSN 1618-1980

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

wir freuen uns, Ihnen auch mit der aktuellen Ausgabe der DRH wieder eine Vielfalt an Themen des rumänischsprachigen Raums anbieten zu können.

Im ersten Artikel geht Wilfried Fuhrmann auf die ökonomische Situation in der Republik Moldau ein, deren Wirtschaft er als aufsteigend beschreibt, wenngleich er auch Unsicherheitsfaktoren heraufziehen sieht. Elke Kaiser gibt in ihrem Aufsatz einen Überblick über die deutsch-moldauische Zusammenarbeit im Bereich der Archäologie und die Rolle, die die Humboldt-Stiftung dabei einnimmt.

Silvia Irina Zimmermann berichtet von der Gründung der Forschungsstelle Carmen Sylva im Fürstlichen Wiedischen Archiv und den seit 2012 von dieser Institution veröffentlichten Forschungen zur ersten rumänischen Königin Elisabeth. Gundel Große beschäftigt sich mit dem Umgang jüdischer Autoren in der rumänischen Literaturgeschichte der Zwischenkriegszeit, den sie als latent antisemitisch definiert.

Thema des Beitrags von Orlando Balaş sind die Gemeinsamkeiten der deutschen und rumänischen Sprache im Bereich des Grundwortschatzes. Adina-Lucia Nistor berichtet von fast vergessenen Warennamen, die vor dem politischen Umbruch von 1989 noch zum Alltag in Rumänien gehörten. Anschließend geht Andra Cioltan-Drăghiciu in ihrem Artikel auf die Rockerszene im staatssozialistischen Rumänien ein, die sie als hybride Subkultur beschreibt. Cristina Mihail stellt anhand von Todesanzeigen in der „Siebenbürgischen Zeitung" dar, was diese über die aus Rumänien ausgesiedelten Sachsen aussagen und welchen Normvorstellungen sie folgen. Zum Abschluss dieser Ausgabe stellt Hermine-Sofia Untch die vielseitigen Aktivitäten der DRG im Jahr 2019 vor.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr
Josef Sallanz

Inhalt

4 Republik Moldau – eine ökonomische Reise
Wilfried Fuhrmann

7 Die moldauisch-deutschen Kooperationen in der archäologischen Forschung
Elke Kaiser

10 Carmen Sylva als Forschungsthema
Silvia Irina Zimmermann

13 Ideologische Probleme der Zwischenkriegszeit
Gundel Große

16 Sprachkontakt und Sprachkontinuum
Orlando Balaş

19 „Alendelon", „Fram", „Pegas", „Carpaţi" Bereits vergessene Warennamen?
Adina-Lucia Nistor

22 Rocker im spätsozialistischen Rumänien
Andra Cioltan-Drăghiciu

25 Normvorstellungen bei den Siebenbürger Sachsen aus der Sicht der Trauerkultur
Cristina Mihail

28 DRG-Tätigkeitsbericht 2019
Hermine-Sofia Untch

30 Neue Bücher
- Herta Müller: Im Heimweh ist ein blauer Saal (*Maria Irod*)
- Lucian Blaga: Die Entstehung der Metapher und der Sinn von Kultur (*Horea Balomiri*)
- Aharon Appelfeld: Meine Eltern. Roman (*Magdalena Vinco*)
- Nadine Schneider: Drei Kilometer. Roman (*Markus Fischer*)
- Carmen Elisabeth Puchianu: Die Professoressa (*Edith Ottschofski*)
- Dagmar Dusil: Auf leisen Sohlen (*Cosmin Dragoste*)
- Kristiane Kondrat: Abstufung dreier Nuancen von Grau. Roman (*Silvia Petzoldt*)
- Anton Sterbling: Über deutsche Dichter, Schriftsteller und Intellektuelle aus Rumänien (*Markus Bauer*)
- Wilhelm Makkay: „Tati, erzähl." Erinnerungen – gesammelt für meinen Sohn Peter Maffay (*Ingeborg Szöllösi*)
- Annette Schorb: Ein Dorf wie nirgends anderswo (*Renate Nimtz-Köster*)
- Radu Ioanid: Das Iaşi-Pogrom Juni bis Juli 1941 (*Simon Geissbühler*)
- Andreas Saurer: Rumänische Helden (*Georg Herbstritt*)
- Hinnerk Dreppenstedt: Kreuzfahrt Donau. Von Passau zum Schwarzen Meer (*Gilles Duhem*)

Das Nationalmuseum für Geschichte der Moldau (Muzeul Naţional de Istorie a Moldovei) wurde 1983 in Kischinau/Chişinău als Staatliches Geschichtsmuseum der Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik gegründet. *Foto: Josef Sallanz*

Zur wirtschaftlichen Entwicklung zwischen Pruth und Djnestr

Republik Moldau – eine ökonomische Reise

Von Wilfried Fuhrmann

Auftakt

Nach kurzem Zögern antworte sie: „Ja, den Begriff Weltliteratur hat Goethe geprägt. Er hatte damit ein globales Literaturverständnis, mit dem er sich von der herrschenden Dominanz der englischen und französischen Literatur befreite, indem er beispielsweise Nizami Gencevi in seinen sest-östlichen Divan aufnahm.“ Es gab viele derart erfreuliche Auswahlinterviews mit Studierenden, die sich um ein Auslandsstipendium beworben hatten – auch in anderen Fachrichtungen. Dieses sind für einen Professor und letztlich auch für den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) schöne und hoffnungsvolle Momente, zeugen sie doch einerseits von dem Potenzial und Engagement dieser Studierenden und begründen andererseits die Hoffnungen auf eine anhaltend positive Entwicklung der Republik Moldau. Nach dieser positiven Einstimmung begann meine kleine Besuchsreise durch alle Landesteile.

Zur Ausgangslage

Schwierigkeiten hatte und hat diese *junge* Republik genug, so wie es früher Bessarabien auch schon hatte. Einige hiervon glaubte ich gleich nach meiner Einreise im Straßenbild beobachten zu können. Angesichts der vielen Hochhäuser, die man auf dem Weg vom Flughafen zur Innenstadt von Chişinău sieht, schienen mir relativ wenig Menschen auf den Straßen unterwegs zu sein.

Rückseite der transnistrischen Fünf-Rubel-Banknote mit dem Verwaltungsgebäude der Spirituosenfabrik Kvint in Tiraspol.
Quelle: Banca Republicană Nistreană

Ich führte dieses auf die große Zahl von Menschen zurück, die sich in anderen Ländern, auch in Ländern der EU, befinden und dort arbeiten, was ihnen seit geraumer Zeit u.a. aufgrund der teilweise sehr einfach verliehenen zweiten Staatsbürgerschaft durch Rumänien (für Moldauer), Bulgarien (für Gagausen und Angehörige der bulgarischen Minderheit) und Polen (für Angehörige der polnischen Minderheit) möglich ist. Dort, wie auch in Russland – dessen Staatsbürgerschaft moldauische Staatsangehörige ebenfalls unter bestimmten Bedingungen erhalten können – und der Ukraine, haben sie keine Sprachbarrieren. Aber viele gehen weiter in den Westen. Ihre Überweisungen in die Moldau finanzieren den stets defizitären Staatshaushalt mit. Sie verdienen Geld, erweitern ihren beruflichen Erfahrungshorizont und unterhalten z.T. in Chişinău weiter ihre Wohnungen. Offenbar planen sie ihre Rückkehr in die Heimat und vertrauen ihr. Also werden später viele von ihnen mit Geld und Know-how zurückkehrend der moldauischen Entwicklung einen Schub geben können – auch mit der Gründung eigener Unternehmen (Start-ups).

Derweil aber wirkt die temporäre Migration auch wie ein Hemmnis für einen Strukturwandel, da überwiegend die Mobilen und Ausgebildeten migrieren. So gehen in der Moldau stellenweise die Studierendenzahlen stark zurück, der schulische Bildungssektor erscheint stark reformbedürftig. Dies betrifft offenbar mehr die dünn besiedelten ländlichen Regionen fernab der Hauptstadt. Der demografische Wandel behindert aber, wenn ich es richtig beobachten und hören konnte, die Transformation aber auch dadurch, dass nicht nur die Probleme der alten Nomenklatura und Verkrustungen, Vetternwirtschaft und Korruption länger als gewöhnlich anhalten, sondern dass durch die Zweitbürgerschaftsländer immer wieder die Diskussion über die Eigenständigkeit der Republik Moldau oder ihre Integration mit diesen Ländern geführt wird. Rumänien scheint dabei der deutlich stärkste Magnet zu sein.

Ungeachtet dessen gewann ich während meines Besuches aller drei Landesteile (Gagausien, Transnistrien, Moldau) den Eindruck, dass die Moldau vergleichsweise günstigste Zukunftsaussichten hat.

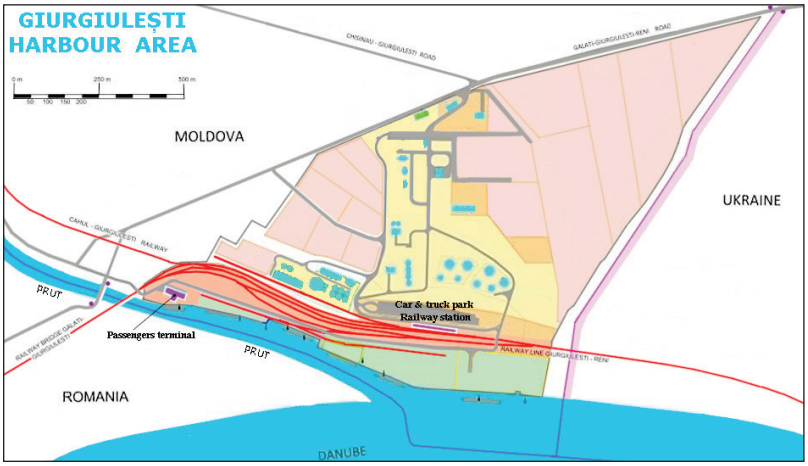
Transnistrien

Mein Besuch von Transnistrien bzw. der Pridnestrowskaja Moldawskaja Respublika (PMR), einer der international nicht anerkannten de facto existierenden Republiken im postsowjetischen Raum, war in vielerweise beeindruckend – eine überraschende Ruhe und Ordnung in den Straßen der Hauptstadt Tiraspol mit vielen Neubauten sowie das offenbar sehr verbreitete Selbstverständnis, historisch nie ein Teil der Moldau gewesen zu sein, sondern zur Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik bzw. zur sowjetischen Ukraine gehört zu haben und sich auch nicht durch militärischen Druck seitens der Moldau in die Einheit zwingen zu lassen. Der Stadtführer Andrey S., der auch Sprecher beim deutschsprachigen Programm von Radio PMR war, erklärte engagiert seine Sicht der Entstehung und Entwicklung der PMR. Herrschten anfangs noch der Glaube und das Gefühl eines wahren Sozialismus, so sind diese Zeiten nunmehr für die meisten Menschen vorbei. Man versucht zwar primär die alten sozialen und familiären Bindungen zu erhalten, aber Sozialismus

und Kommunismus seien passé. Er sei quasi eine Art kapitalistischer Gewerbetreibender mit einem (zeitvariablen) Gewerbeschein. Konkretere Vorstellungen über die politische und wirtschaftliche Entwicklung fand ich aber weder bei ihm noch bei den anderen meiner Gesprächspartner. Sie sind diesbezüglich wort- oder ratlos, denn Politik und Wirtschaft werden in der PMR beherrscht vom Streit zwischen Regierungsadministration und dem dominierenden privatwirtschaftlichen Sheriff-Konzern sowie von der Abhängigkeit von Russland, in Form u.a. von hohen Überweisungen der dort arbeitenden Transnistrier sowie von finanziellen Transfers durch Moskau zum Ausgleich des stets hohen staatlichen Budgetdefizits der PMR. Hinzu kommen ganz entscheidend erstens die nicht ausreichend diversifizierte Wirtschaft mit dem Stahlunternehmen MMZ und dem Elektrizitätswerk GRES Moldowskaja als Schwergewichte sowie zweitens der Mangel an Kapital. Letzterer wirkt sich besonders hemmend auf die sehr begrenzte Fähigkeit zu Strukturreformen aus. Diese sind jedoch notwendig, um (mehr) exportieren zu können und um derart auch die Bedingungen der Deep and Comprehensive Free Trade Area (DCFTA) zu erfüllen und die damit verbundenen Vorteile des vertieften und umfassenden Freihandelsabkommens mit der EU von 2016 nutzen zu können. Ohne Aussicht auf ausländische Direktinvestitionen (ADI) kann Transnistrien die vertraglich spezifizierten Zugänge zum EU-Binnenmarkt jedoch kaum durch Exporte nutzen und deshalb auch nicht auf die Zolleinnahmen aus den Importen von der EU verzichten. Dabei haben Brüssel und Chişinău die Macht, den Vertrag mit Transnistrien bei Verletzung der Verpflichtungen, wie etwa dem Zollabbau, zu suspendieren.

Die DCFTA war für die PMR bereits ein geopolitischer Drahtseilakt bzw. ein Spagat zwischen der Europäischen und der Eurasischen Union. Der Sheriff-Konzern drängte auf Unterzeichnung und Moskau akzeptierte schließlich zögerlich, hatte damit aber auch einen kleinen Fuß in der Tür zur EU. Durch die DCFTA wurde Transnistrien wieder etwas an die Moldau gebunden und hätte zugleich ein erstes kleines Scharnier zwischen der Europäischen und der Eurasischen Union auf dem Weg zur Globalisierung werden können. Je länger aber die Sanktionspolitiken der USA und Europas gegen Moskau, die Retorsionspolitiken Moskaus sowie die Sanktionen der Ukraine gegen Moskau, die auch das Stahlwerk in Transnistrien stark treffen, andauern, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenbruchs Transnistriens in einer wirtschaftlichen Katastrophe, wie sie ansatzweise 2015 bereits zu spüren war.

Nicht nur angesichts dieses Zukunftsszenarios war ein Besuch der von Bessarabiendeutschen gegründeten und der seit 2006 im Eigentum des Sheriff-Konzerns befindlichen Likör- und Cognacfabrik Kvint in Tiraspol notwendig. Der Genuss des dort erworbenen Branntweins wird mir später für kurze Zeit die Lage für Transnistrien vielleicht weniger trübe erscheinen lassen. Und dann, angeregt durch Kvint und durch das Denkmal für Baron Münchhausen in der, nach der Eroberung des Forts durch die Osmanen unter Süleyman I. im Jahr 1538 ausgebauten und in Bender (Tor) umbenannten Festung, könnten aus Kanonenkugeln vielleicht Gondeln für Politiker werden, um in Gesprächen und Verhandlungen diesen eher verdrängten Konflikt in Europa endlich zu lösen.



Plan des internationalen Freihafens Giurgiuleşti; der Hafen liegt am 460 Meter langen Donauzugang der Republik Moldau.
Entwurf: Spiridon Ion Cepleanu / CC BY-SA 4.0

Moldau

Schon auf dem Weg nach Chişinău diskutierten wir die wirtschaftliche Situation in der Moldau. Sie erschien mir stabilisiert und besser als noch ein Jahr zuvor. Ich hatte es zunächst auf die Geldpolitik nach dem Crash des Bankensystems (insbesondere von drei Banken), u.a. mittels einer Abwertung des moldauischen Leu sowie der Hilfe des Internationalen Währungsfonds (IWF) (z.B. in 2017 175,7 Millionen US-Dollar, Bankenregulierung usw.), zurückgeführt. Aber die Gespräche in Transnistrien lenkten meine Aufmerksamkeit dann auf das moldauische (west-)östliche EU-Partnerschaftsabkommen (DCFTA) mit allen vier Freiheiten, das 2016 geschlossen wurde, aber schon 2014 (Freihandelsabkommen) vorläufig implementiert worden war. Der Außenhandel mit der EU stieg auch durch die DCFTA leicht: in 2018 der Export beispielsweise auf 1,6 Milliarden US-Dollar. Dadurch erhöhten sich die Beschäftigung, die Produktion sowie das Einkommen (Bruttoinlandsprodukt [BIP]) auf rund 11,2 Milliarden US-Dollar.

Natürlich bedeutet das Freihandelsabkommen, dass sich die Moldau an die Preis- und Marktstrukturen der EU anpassen muss. Hierbei schafft das Land eine Produktionsstruktur, die weniger an Russland und (kompensierend) stärker an der EU ausgerichtet ist und es so in eine stärkere Abhängigkeit zur EU führt. Das wird immer dann deutlich, wenn Ökonomen z.B. eine Produktionsumstellung von Weizen (Export nach Russland) hin zu Mais, Hirse und Buchweizen (Exporte in die EU) empfehlen. Exporterfolge sah ich persönlich u.a. im Weinanbau bei der Besichtigung der modernisierten

Weinkellereien sowie beim Export der sehr erfolgreichen und z.T. preisgekrönten Honigprodukte (z.B. von Casa Albinei). Und so wie bei Honig hat die EU auch bei Nüssen und einigen anderen Früchten eine Überschussnachfrage. Die Empfehlungen für die Moldau sind einfach: Die Chance besteht durch den freien Marktzugang bei den Produkten, die die EU netto importiert – wenn moldauische Produkte qualitativ gleichwertig und preiswerter sind, also eine Art Importsubstitution erfolgt. Dieser Preiswettbewerb erfordert, verstärkt durch die stets notwendigen Konformitätsbescheinigungen, aber eine kapitalintensivere landwirtschaftliche Produktion. Das erfordert wiederum Investitionen und deren Finanzierung aus heimischen oder ausländischen Quellen und damit den Import von Know-how und neuen Maschinen, woran die EU ein wesentliches Interesse hat. Sie sind die Grundlagen wirtschaftlichen Wachstums. Allerdings werden u.a. Kleinbauern verdrängt werden, es entstehen soziale und verteilungspolitische Verwerfungen.

Dabei musste die Moldau sich schon zu einem früheren Zeitpunkt umstellen, da Russlands Sanktionen, u.a. den traditionellen Weinexport (ca. 80 Prozent), empfindlich trafen. Entsprechend musste die Weinproduktion stark modernisiert und industrialisiert werden. Besuche in mehreren Weinkellereien, deren Wurzeln in Familientraditionen und in vielen Fällen zu Bessarabiendeutschen reichen, zeigten beeindruckende Fortschritte und Entwicklungen, wie beispielsweise die Kombination von moderner Weinkellerei und Hotelbauten zur Ankurbelung des Fremdenverkehrs (z.B. Asconi).

Im Bereich der Industrie kamen im Jahr 2015 von den ausländischen Direktinvestitionen (ADI) 28 Prozent aus Russland, 2 Prozent aus den USA sowie 5 Prozent aus Deutschland bei insgesamt 61 Prozent aus der EU. Zum Transformationserfolg trugen besonders die Sonderwirtschaftszonen (SWZ) bei. Es gelten regional begrenzt gebündelte und für 10 Jahre garantierte Investitionsanreize primär für Ausländer (aber auch für inländische Unternehmen) wie etwa Garantien des Eigentums und für Gewinnrepatriierungen sowie u.a. hohen Steuervergünstigungen bzw. -befreiungen und zollfreier Warenverkehr auch von Komponenten zwischen den SWZ. So können aus in verschiedenen SWZ produzierten Teilen in einer anderen durch Montage Endprodukte entstehen. Dabei sind Verrechnungen zwischen in den SWZ ansässigen Unternehmen auch bargeldlos in ausländischer Währung möglich. Die steigende Produktion infolge der ADI in den SWZ hat Ende 2018 bereits zu einer angespannten Lage am Arbeitsmarkt in der Moldau geführt. Es gab mehr Arbeit, die Straßen werden leerer – wie ich es schon bei meiner Ankunft bemerkt hatte.

Sonderwirtschaftszonen sind ein industriepolitisches Entwicklungsinstrument, das auch Polen, Rumänien, Weißrussland, China u.a. einsetzen. In der Moldau gibt es neben den speziellen Freihäfen an der Donau (Giurgiuleşti) und am internationalen Flughafen (Mărculeşti) sieben SWZ, u.a bei Bălţi und Vulcăneşti. Trotz einiger Gespräche mit Industriellen ist mir nicht klargeworden, ob China in den SWZ involviert ist, wie z.B. im sogenannten Industriepark „Great Stone“ in Minsk. Und wenn, in welcher Form ist es involviert? Managed es die SWZ, erstellt es die Infrastruktur und finanziert sie vor, betreibt es die Attrahierung von ausländischen Direktinvestoren, gegebenenfalls mit einer Kapitalbeteiligung von bis zu 20 Prozent? Ich vermute es. Über die Moldau schlösse sich ein Kreis der sogenannten Seidenstraße.

Die relativ große Anzahl an SWZ in der kleinen Republik Moldau soll einen regionalen Ausgleich ohne große Bevölkerungswanderungen (wie seinerzeit in China) herbeiführen und zugleich ein Scheitern infolge mangelnder Mobilität vermieden werden. Die Funktionsfähigkeit der SWZ erfordert aber auch die Überwindung ideologischer Widerstände. So musste die Politik u.a. den Einfluss der Zoll- und Finanzbehörden durch die Vorschaltung des Wirtschaftsministeriums begrenzen.

Genutzt werden die SWZ von Investoren aus unterschiedlichen Sektoren, wie z.B. den Unternehmen Dräxlmayer (Autozulieferer), Berlin-Chemie (Pharma), Metro (Handel), Südzucker, Knauf (Gips). Es handelt sich in der Regel um reine Lohnarbeit, denn Rumänien ist bereits zu teuer geworden. Die Entwicklung beispielsweise der Autoindustrie lässt vermuten, dass das Niveau der Kapitalimporte 2019 und 2020 niedriger sein wird und damit wohl auch das Wirtschaftswachstum. Zwar erscheint die Moldau nach meinen Eindrücken wirtschaftlich aufsteigend und politisch gefestigter zu sein – aber die Quellen der Unsicherheit bestehen weiter: Es sind dies die globale politische Lage, die wirtschaftliche Entwicklung Russlands und der Ukraine, aber auch die Stärke und das Ausmaß der in der EU und in Deutschland aufziehenden Strukturkrise mit struktureller Arbeitslosigkeit. Zugleich steht Chişinău nicht nur für die Moldau, sondern letztlich auch für Gagausien und sogar Transnistrien.

Abschied

Die Stunde vor der Fahrt zum Flughafen verbrachte ich in einem Museum in Begleitung einer Mitarbeiterin, die mir anhand von Exponaten die schwere, von vielen Kämpfen geprägte Geschichte der gesamten Region und des Fürstentums Moldau an einer west-östlichen Schnittstelle der Großmächte erklärte. Die Tafel schwarzer Schokolade „Ador oraşul meu“ (Ich liebe meine Stadt) von Cafelini SRL Chişinău, die sie mir zum Abschied schenkte, zeigte auf der braunen Pappschachtel einen Stich des Eingangsportals des Muzeul Național de Etnografie și Istorie Naturală (Nationalmuseum für Ethnografie und Naturgeschichte) in der moldauischen Hauptstadt und damit die Wurzeln der Republik.

Prof. Dr. Wilfried Fuhrmann, Promotion und Habilitation an der Universität Kiel, war u.a. an den Universitäten Linz, Paderborn und Potsdam tätig. Seine Forschungsschwerpunkte sind internationale Makroökonomie und Wirtschaftsbeziehungen, Integration und Transformation sowie Geld und Währung.

Ein Teil der Humboldt-Familie

Die moldauisch-deutschen Kooperationen in der archäologischen Forschung

Von Elke Kaiser

Vor 250 Jahren wurde Alexander von Humboldt geboren, vor 160 Jahren ist er nach einem arbeits- und entdeckungsreichen Forscherleben verstorben. Seit Langem würdigt eine nach ihm benannte bundeseigene Stiftung sein Schaffen, indem sie weltweit Forscher zusammenbringt. Die Alexander von Humboldt-Stiftung begreift diesen sich ständig erweiternden Kreis als wissenschaftliche Familie. Ein kleiner Teil dieser Humboldt-Familie sind Archäologinnen und Archäologen, die durch die Stiftung gefördert wurden, und im Anschluss an ihre Forschungsaufenthalte kooperativ in der Republik Moldau tätig sind. Im Folgenden werfe ich als unmittelbar in dieses Netzwerk Eingebundene einen forschungsgeschichtlichen Blick auf diese moldauisch-deutschen Kooperationen. In diesem Beitrag stehen nicht die konkreten Ergebnisse bestimmter archäologischer Unternehmungen im Vordergrund, sondern es geht vielmehr um den Charakter und Inhalt der verschiedenen Aktivitäten.

Erste Forschungen

Die Republik Moldau ist reich an archäologischen Denkmälern, was u.a. auch den fruchtbaren Schwarzerdeböden geschuldet ist, die als Gunstzonen bereits früh Menschen zum Siedeln angezogen haben. Das hinsichtlich seiner Fläche recht kleine Land ist im Wesentlichen durch zwei Vegetationszonen geprägt: im Norden die Waldsteppe, im Süden die Grassteppe. Beide bilden den westlichen Bereich des Steppengürtels, der sich von Ost nach West durch Eurasien zieht. Die Flüsse Pruth und Dnjestr markieren an vielen Stellen die Landesgrenzen, zahlreiche ihrer Zuflüsse sorgen für das geomorphologische Relief. Das Klima ist kontinental, die Sommer heiß und niederschlagsarm, die Winter hingegen kalt und schneereich. Abgesehen von gelegentlichen Schwankungen galt das für die gesamte Zeit nach den Eiszeiten bis zum Einsetzen der derzeitigen globalen Klimaerwärmung.

Zu den bedeutenden Personen in dieser Region, die am Anfang des 20. Jahrhunderts aktiv Feldforschungen durchgeführt hatten und der Archäologie dazu verhalfen, sich als eigenständige Wissenschaft zu etablieren, gehörte zweifellos Ernst von Stern (1859–1924). Er war von 1894 bis 1924 Direktor des Museums für Archäologie in Odessa und somit auch für Bessarabien zuständig. Unter seiner Leitung wurden in der Siedlung Petreni im Rajon Drochia in den Jahren 1902 und 1903 Ausgrabungen durchgeführt. Man war auf diese Siedlung aufmerksam geworden, da bei landwirtschaftlichen Arbeiten immer wieder Keramikscherben, viele davon bemalt, und anderes archäologisches Material in großer Zahl aufgefunden wurden. Die durchaus beachtliche Fläche von 33 Hektar wurde systematisch an der Oberfläche abgegangen. In acht Bereichen, in denen sich die Funde konzentrierten, wurde gebohrt, da inzwischen auch festgestellt worden war, dass neben den Keramikscherben auch Plattformen aus gebranntem Lehm im Boden verborgen lagen. So ließ sich die Größe dieser Lehmplattformen, die die Fußböden von abgebrannten Häusern darstellen, ermitteln; sie waren 10 bis 14 Meter lang und 5 bis 8 Meter breit. Eine dieser Plattformen wurde anschließend ausgegraben. Für jene Zeit war eine solche Vorgehensweise als sehr modern anzusehen, ebenso wie die Einbindung verschiedener naturwissenschaftlicher Untersuchungen, wie etwa die Archäozoologie und -botanik, womit sich Hinweise auf die Viehzucht und den Ackerbau finden ließen. Unzureichend beantwortet blieb damals die Frage des Alters der Siedlung; hier fehlten noch geeignete Methoden. Heute wissen wir, dass die Siedlung in die Kupferzeit datiert. Archäologen sprechen vom Kulturkomplex Cucuteni-Trypillja, aus dem zahlreiche Siedlungen in der gesamten Moldau und der Ukraine bekannt und für den die reich verzierten Gefäße so typisch sind.

Fotos von bemalten Gefäßen der Cucuteni-Trypillja-Kultur, die in der Siedlung Petreni während der Ausgrabungen von Ernst von Stern Anfang des 20. Jahrhunderts geborgen wurden. *Fotos: Ernst von Stern, 1907*

Nun bildete die Arbeit Ernst von Sterns keine Kooperation, sondern er war in Bessarabien ganz offiziell tätig. Doch der deutschstämmige Wissenschaftler legte den Grundstein archäologischer Arbeit in dieser Region. Mit den Untersuchungen in Petreni schuf er Grundlagen, auf die im 21. Jahrhundert wieder zurückgegriffen wurde. Doch dazwischen lagen zunächst lange Jahre, in denen wegen des Eisernen Vorhangs kaum Kontakt zwischen West und Ost bestand. In der sowjetischen Zeit hatten

zahlreiche Archäologinnen und Archäologen in der Moldauischen Sowjetrepublik gearbeitet. Manche von ihnen waren vor Ort am Institutul de Istorie, Limbă și Literatură al Bazei Moldovenești a Academiei de Ştiinţe a U.R.S.S. (Institut für Geschichte, Sprach- und Literaturwissenschaften der Akademie der Wissenschaften) tätig, das 1946 gegründet wurde. Andere reisten zu Feldforschungen aus den beiden russischen Zentren Moskau und Leningrad an. Der wissenschaftliche Austausch zwischen einzelnen Personen und Institutionen war intensiv, doch ist er nicht Gegenstand dieses Artikels.

Die Formierung der moldauischen Humboldt-Familie

Die Unabhängigkeit am 27. August 1991 führte zu einschneidenden Veränderungen, wie in allen ehemals sowjetischen Staaten und den Ländern, die zum Warschauer Pakt gehörten. Von großer Bedeutung war, dass die wissenschaftliche Kommunikation von nun an auch mit anderen Ländern geführt werden konnte. So kam es zu einer ersten archäologischen Kooperation zwischen dem Institut für Ur- und Frühgeschichte an der Freien Universität Berlin und dem Akademieinstitut. Klaus-Peter Wechler, Valentin Dergačev und Olga Larina unternahmen 1996 und 1997 archäologische Feldforschungen zum Neolithikum Osteuropas, gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Entlang des Dnjestr und seines Zuflusses Răut im nördlichen Teil der Republik Moldau waren Siedlungen der frühen Jungsteinzeit festgestellt worden. Diese Periode ist in vielen Großräumen durch die Sesshaftwerdung des Menschen und der Produktion von Keramik, Domestizierung von Tieren und Anbau von Getreide gekennzeichnet. Bei den deutsch-moldauischen Unternehmungen wurde untersucht, ob sich diese Charakteristika der Neolithisierung auch im Waldsteppengebiet Osteuropas nachvollziehen lassen.

Aschehügel der späten Bronzezeit heben sich im Frühjahr 2005 deutlich von der Schwarzerde ab (Odaia-Miciurin). *Abb.: Elke Kaiser*

Tatsächlich nutzten die hier lebenden Menschen aber vor allem natürliche Nahrungsressourcen wie Süßwassermuscheln; als wichtigste Gemeinsamkeit hingegen ist die Herstellung von Tongefäßen zu verzeichnen.

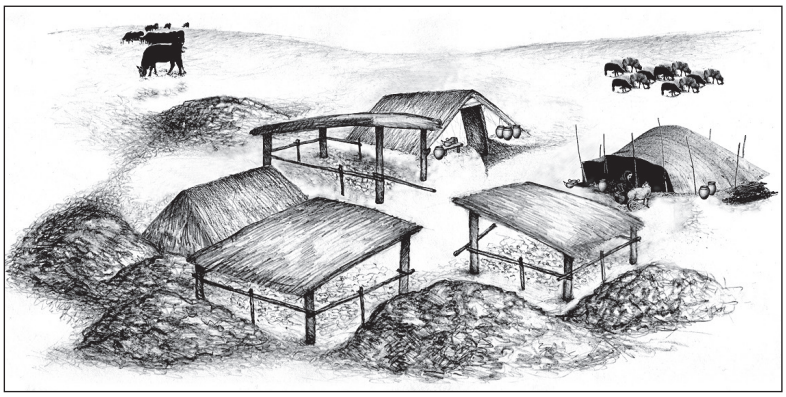
In den gleichen Jahren dieser ersten moldauisch-deutschen Zusammenarbeit erhielten auch zwei Archäologen aus dem Akademieinstitut in Chişinău jeweils ein Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung. 1996 kam Eugen Sava an das Institut für Ur- und Frühgeschichte an der Freien Universität. Er forschte hier zu den Bestattungssitten der Noua-Kultur, einer spätbronzezeitlichen Kulturerscheinung, deren Denkmäler sowohl im Inneren des Karpatenbogens als auch östlich davon in der rumänischen und der Republik Moldau liegen. Igor Manzura ging 1997 an die Universität Heidelberg und führte Studien zur Kupferzeit im osteuropäischen Steppen- und Waldsteppengebiet durch. Dies war der Beginn von intensiven Austauschbeziehungen in der Archäologie und dem Entstehen der moldauischen Humboldt-Familie. So traf z.B. Igor Manzura auf den ehemaligen Humboldt-Stipendiaten Blagoje Govedarica aus Sarajevo. Sava wiederum traf auf Tudor-Adrian Soroceanu, ehemaliger Humboldt-Stipendiat aus Klausenburg/Cluj-Napoca, sowie Nikolaus Boroffka, in die „Familie“ durch einen Feodor-Lynen-Aufenthalt eingebunden. Auch ich lernte in dieser Zeit Eugen Sava kennen. 2004 kam dann Maja Kašuba aus Chişinău als Humboldt-Stipendiatin nach Berlin. Sie untersuchte die komplexen Austauschbeziehungen zwischen Bevölkerungsgruppen an der unteren Donau und im nordwestlichen Schwarzmeergebiet am Übergang von der späten Bronzezeit zur frühen Eisenzeit. Heute lebt und arbeitet sie in St. Petersburg, wo sie 2015 Gastgeberin des Feodor-Lynen-Stipendiaten Jens Schneeweiß wurde. Zuvor war 2014 Vasile Iarmulschi an das Institut für Prähistorische Archäologie, ehemals Ur- und Frühgeschichte, nach Berlin gekommen.

Deutsch-moldauische archäologische Projekte im 21. Jahrhundert

Dieser kleine Teil der Humboldt-Familie wächst und wird auch hoffentlich in den kommenden Generationen noch weiter wachsen. Zentral in der Weiterentwicklung der gemeinsamen archäologischen Aktivitäten sind die Ausgrabungsvorhaben. Das erste innerhalb dieses Netzwerkes wurde 2003 von Eugen Sava und mir ins Leben gerufen. Unterstützt durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft und ab 2006 von dem Nationalmuseum für Geschichte der Moldau untersuchten wir eine Siedlung der späten Bronzezeit bei der kleinen Ortschaft Odaia-Miciurin, Rajon Drochia. Es ging uns dabei darum, ein Phänomen zu erklären, das die archäologische Forschung schon seit Langem beschäftigt: die sogenannten Aschehügel. Unter diesem Begriff versteht man ovalrundliche Verfärbungen, die insbesondere in Schwarzerdeböden nach dem Pflügen sichtbar werden. Diese Verfärbungen haben Durchmesser zwischen 20 und 40 Meter. Auf ihnen finden sich immer viele Keramikfragmente, Tierknochen und andere Objekte. Da das Sediment dieser Verfärbungen hellgrau ist, wurde zunächst vermutet, dass es sich um Asche handelt, die hier aufgeschüttet wurde. Heute sind viele Aschehügel, die sich ursprünglich bis zu einem Meter hoch über der Oberfläche erhoben, verpflügt. Bei den in ihnen gefundenen Objekten handelt sich aber immer

um typischen Siedlungsabfall. Diese Anhäufungen sind somit keine Grabhügel! Stellen sie also Müllhaufen dar, auf denen nicht nur unbrauchbar gewordene Gegenstände, wie zerbrochene Gefäße, und Küchenabfall, wie Tierknochen, entsorgt wurden, sondern auch Asche, die aus den Herdstellen stammte? Oder sind sie Zeugnisse eines wie auch immer gearteten Feuerkultes?

Bei dem Ort Odaia-Miciurin dokumentierten wir 25 Aschehügel unterschiedlichen Durchmessers. Bei den Ausgrabungen an vier Hügeln wurden mehr als 20.000 Keramikfragmente und fast genauso viele Tierknochen gefunden. Wir konnten eine Siedlung rekonstruieren, die nur einige Monate im Jahr bewohnt, doch über mehrere Generationen zwischen 1400 und 1100 v. Chr. hinweg immer wieder aufgesucht wurde. Es waren Viehhirten, die mit ihren Rinderherden sowie einigen Schafen und Ziegen auf ihrer Suche nach Weideland regelmäßig hier Station machten. Die heute noch erkennbaren Verfärbungen sind die Plätze, auf denen die Familien ihre Hütten errichteten, einige Gruben für Vorratshaltung eintieften und in der Nähe das Vieh hielten. Beim Verlassen der Siedlung wurde alles noch Verwendbare mitgenommen, im nächsten Jahr wurde der Platz jeweils bei der Ankunft wieder hergerichtet, gegebenenfalls auch erweitert. Über Generationen hinweg kumulierte hier Schlacht- und Küchenabfall, unbrauchbar gewordene Gefäße und Geräte wurden entsorgt. Die helle Farbe der Plätze ist sehr wahrscheinlich auf Kalk zurückzuführen, wie uns bodenkundliche Analysen zeigen, die leichten, mit der Zeit zerfallenen Wände der Hütten bestanden nämlich aus einem Lehm-Kalk-Gemisch. Die archäobotanischen Untersuchungen ergaben nur eine magere Ausbeute von wenigen verkohlten Hirseresten; der Anbau von Getreide spielte bei den Viehzüchtern der späten Bronzezeit kaum eine Rolle.



Rekonstruktionszeichnung eines Hofplatzes während der späten Bronzezeit bei Odaia-Miciurin. Aus einen solchen Hofplatz entstand mit der Zeit ein Aschehügel. Zeichnung von Ivan Litsuk, St. Petersburg

Seit 2016 arbeiten Eugen Sava und ich wieder zusammen, diesmal im Süden der Republik Moldau. Der Forschungsstand für das spätbronzezeitliche Siedlungswesen war für diese Region unbefriedigend. Mit Unterstützung seitens der Humboldt-Stiftung haben wir Siedlungen überprüft und führen nun Ausgrabungen bei der Stadt Taraclia, Rajon Comrat, an einem Platz durch, an dem wir einen der hier nur selten zu findenden Aschehügel untersuchen.

Doch nicht immer haben die Menschen in der Steppe und Waldsteppe mobil gelebt. Bereits Ernst von Stern hatte in Petreni auf eine permanent bewohnte Siedlung geschlossen. Die Forschungen hier wurden 2010 in Kooperation von Svend Hansen von der Eurasienabteilung des Deutschen Archäologischen Instituts und Eugen Sava wieder aufgenommen. Zunächst wurden geomagnetische Prospektionen vorgenommen. Die verbrannten Lehmplattformen der ehemaligen Häuser sind mit dieser nichtinvasiven Untersuchungsmethode hervorragend nachzuweisen. So auch hier! Denn es ließ sich ein ganzer Siedlungsplan mit acht Reihen radial angeordneter Häuser nachweisen, die durch zwei äußere Gräben umgeben waren. An dieses Resultat schlossen sich gezielte Grabungen an einzelnen Gebäuden und anderen Strukturen der Siedlung an.

In die gleiche Zeit, nämlich das frühe 4. Jahrtausend v. Chr., datiert auch die Großsiedlung Stolniceni im Rajon Edineţ, die seit einigen Jahren unter Leitung von Johannes Müller von der Universität Kiel und Stanislav Ţerna von der Şcoala Antropologică Superioară in Chişinău untersucht wird. Wie bei der Großsiedlung Petreni wurden auch hier zunächst mittels Geomagnetik der Siedlungsplan ermittelt und anschließend an vielversprechenden Bereichen Grabungen durchgeführt.

Auch zwei andere „Humboldtianer“ sind seit Jahren aktiv in der Republik Moldau: Blagoje Govedarica und Igor Manzura widmeten ein mehrjähriges Forschungsprojekt der Kulturentwicklung im nordwestlichen Schwarzmeergebiet während der späten Kupferzeit. Sie stellten die bereits ausgegrabenen Fundkomplexe der Usatovo-Kultur in der Moldau und in der westlichen Ukraine zusammen und werteten sie aus.

Wenn es für einen Rückblick auf die noch jungen Kooperationen eigentlich zu früh ist, so zeigt dieser Überblick doch, dass sie sich auf einen Bereich konzentrieren, der in sowjetischer Zeit aus verschiedenen Gründen nicht so intensiv bearbeitet wurde: die Siedlungsarchäologie. Hier haben sich gerade durch den Einsatz multidisziplinärer Verfahren neue Möglichkeiten für die Archäologie ergeben. Es muss nicht nur ausgegraben werden, bereits im Vorfeld können Fundplätze unter günstigen Erhaltungsbedingungen detailliert untersucht werden. Parallel und im Anschluss an die Ausgrabungen wird eine Vielzahl von Untersuchungen, zumeist aus den Naturwissenschaften, durchgeführt, die z.T. völlig neue Erkenntnisse bringen. Diese Chancen nutzen in einer fruchtbaren Zusammenarbeit die Mitglieder der Humboldt-Familie, die in der Moldau gemeinschaftlich tätig sind, mit einigem Erfolg.

Dr. Elke Kaiser ist Professorin am Institut für Prähistorische Archäologie der Freien Universität Berlin. 2019 erschien von ihr die Monografie „Das dritte Jahrtausend im osteuropäischen Steppenraum. Kulturhistorische Studien zu prähistorischer Subsistenzwirtschaft und Interaktion mit benachbarten Räumen“.

Zur Entstehung der Forschungsstelle Carmen Sylva des Fürstlich Wiedischen Archivs

Carmen Sylva als Forschungsthema

Von Silvia Irina Zimmermann

Die Öffnung der historischen Archive in Rumänien nach dem Sturz der kommunistischen Regierung im Winter 1989 stellt für die Geschichtsforschung ein wichtiges Moment dar. Das in den rumänischen Archiven aufbewahrte Material über das aus deutschen Fürstenhäusern stammende erste Königspaar von Rumänien, Carol I. und Elisabeth, ist für die Forschung über die Geschichte der Monarchie in Rumänien, die historischen Persönlichkeiten sowie über das gesamte gesellschaftliche Umfeld des Königshofes in Bukarest und Sinaia von größter Relevanz. Auch für die Geschichte der Deutschen im südosteuropäischen Raum und im Hinblick auf den Einfluss des ersten Königspaares von Rumänien auf die rumänische Gesellschaft und die deutsch-rumänischen Beziehungen zu ihrer Zeit stellen die rumänischen Archive eine wertvolle Quelle dar. Denn, obwohl schon zu Lebzeiten Carols I. und Elisabeths von Rumänien Aufzeichnungen und Briefe des Königspaares veröffentlicht wurden, gibt es bis heute nur wenige historisch-kritische Editionen, in denen die Originaldokumente textgetreu und vollständig wiedergegeben, nach wissenschaftlichen Kriterien ediert und kommentiert sind und somit als Arbeitsmittel für Wissenschaftler zur Verfügung stehen. Des Weiteren sind die früheren deutschsprachigen Ausgaben z.B. der Aufzeichnungen von König Carol I. in rumänischer Übersetzung in einer deutlich kleineren Auswahlausgabe in Rumänien erschienen. Auch die ersten neueren Biografien zu Carmen Sylva nach 1990 griffen alte Biografien auf, anstatt Erkenntnisse aus neu erschlossenen Archivquellen darzubieten.

Königin Elisabeth (Carmen Sylva) in rumänischer Volkstracht, an den Evangelienblättern für die Klosterkirche in Curtea de Argeş malend (Fotografie um 1883). Quelle: Forschungsstelle Carmen Sylva

Seit 2010 sind im wissenschaftlichen Verlag Ibidem in Stuttgart in Zusammenarbeit mit dem Fürstlich Wiedischen Archiv in Neuwied mehrere neue Bücher über die Königin und Schriftstellerin Carmen Sylva erschienen: zwei Forschungsarbeiten von Silvia Irina Zimmermann über das literarische Werk der Monarchin und die deutsche Übersetzung einer neueren rumänischen Biografie Carmen Sylvas von Gabriel Badea-Păun. Darüber hinaus veröffentlicht wurden mehrere Studien- und Leseausgaben aus dem literarischem Werk, wie die gesammelten deutschen und französischen Aphorismen und Epigramme „Les pensées d'une reine" und die gesammelten Märchen („Aus Carmen Sylvas Königreich", Band 1: „Rumänische Märchen", Band 2: „Märchen einer Königin") sowie vier Leseausgaben mit ausgewählten Texten, nämlich „Gedanken einer Königin" (ausgewählte Aphorismen), „Pelesch-Märchen" und „Prinz Waldvogel" (ausgewählte Märchen) und „Seelengespräche" (Andachten). Die genannten Forschungsarbeiten und Neueditionen aus dem literarischen Werk zeigen, dass das Thema Carmen Sylva sehr umfangreich und vielschichtig ist und noch viele neue Erkenntnisse und Neuinterpretationen aus heutiger Sicht bieten kann.

Angesichts dieser Tatsachen reifte der Gedanke heran, die Erkenntnisse der neueren Forschung zum Leben und Werk Carmen Sylvas im europäischen Kontext zu bündeln und die Forschungsstelle im Fürstlich Wiedischen Archiv zu gründen, mit dem Ziel, neuere Studien, Sammelbände und Neuausgaben zum Leben und Werk der Königin und Schriftstellerin zu erarbeiten sowie neuere Editionen von Briefen, Tagebüchern und Aufzeichnungen des ersten Königspaares von Rumänien in deutsch-rumänischer Kooperation zu realisieren. Bestärkt wurde diese Überlegung auch dadurch, dass die Monarchie- und Adelsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts in der neueren historischen Forschung sowie in Buchpublikationen und Dokumentarfilmen in den letzten Jahren verstärkt wahrzunehmen ist – in Rumänien angesichts des seit 1990 erhöhten Interesses

Das Residenzschloss der Grafen und Fürsten zu Wied in Neuwied, Rheinland-Pfalz. Bis 1806 war das Schloss Regierungssitz des Fürstentums Wied. Foto: Doris Antony / CC BY-SA 3.0

an einer Erarbeitung der Geschichte der rumänischen Monarchie, die bis 1990 in Rumänien ein verbotenes Thema war, und in Deutschland aufgrund der neueren interdisziplinären, sozial- und kulturgeschichtlichen Forschung zur Adelsgeschichte im europäischen und transnationalen Kontext, zu den Änderungen und Anpassungen tradierter adeliger Lebensformen und des exklusiv-elitären Verständnisses als Antwort auf die Herausforderungen der Moderne bis hin zu den neuen Konzepten von Adel und Aristokratismus von 1890 bis 1945.

Die Forschungsstelle Carmen Sylva im Fürstlich Wiedischen Archiv wurde am 4. August 2012 von S.D. Carl Fürst zu Wied (Fürstenhaus Wied), Dr. Hans-Jürgen Krüger (Leiter des Fürstlich Wiedischen Archivs) und Dr. Silvia Irina Zimmermann (Initiatorin und Leiterin der Forschungsstelle) gegründet. Die Veröffentlichung der Website der Forschungsstelle (www.carmensylva-fwa.de) erfolgte Mitte August 2012 mit dem ausdrücklichen Ziel, die interdisziplinäre wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Leben, dem schriftstellerischen Werk und der Wirkung Carmen Sylvas im interkulturellen Kontext ihrer Zeit zu beleben, den rumänischen Hof zur Zeit des ersten Königspaares Carol I. und Elisabeth von Rumänien im europäischen Kontext darzustellen und neue Editions- und Forschungsarbeiten in der Schriftenreihe der Forschungsstelle zu veröffentlichen. Die bereits gute Zusammenarbeit mit dem Ibidem-Verlag zum Thema Carmen Sylva bot zudem günstige Voraussetzungen auch für die Veröffentlichungen der Forschungsstelle. Eine weitere Voraussetzung im Hinblick auf Kooperationen mit anderen Archiven und Forschungseinrichtungen war die Bildung eines deutsch-rumänischen wissenschaftlichen Beirats, der die Forschungsstelle unterstützen und in allen Fragen der Organisation sowie des wissenschaftlichen Arbeitens beraten sollte. Dieses Gremium traf sich zum ersten Mal im September 2013 auf Einladung des Fürsten Carl zu Wied in Schloss Neuwied.

Konstituierende Sitzung des wissenschaftlichen Beirats der Forschungsstelle Carmen Sylva im Schloss Neuwied im September 2013, (v.l.n.r.) obere Reihe: Bernd Willscheid (Direktor des Roentgen-Museums Neuwied), Dr. Ruxanda Beldiman † (Kunsthistorisches Institut Bukarest), Dr. Silvia Irina Zimmermann (Leiterin der Forschungsstelle Carmen Sylva), Prof. Dr. Ralf Georg Czapla (Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar); mittlere Reihe: Prof. Dr. Nicolae-Şerban Tanaşoca † (Direktor des Instituts für südosteuropäische Studien, Bukarest), Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Klaus Heitmann † (Universität Heidelberg, Romanisches Seminar), Dr. Edda Binder-Iijima (Universität Heidelberg, Historisches Seminar), S.D Carl Fürst zu Wied † (Fürstenhaus Wied), und in der Mitte sitzend: Dr. Hans-Jürgen Krüger † (Leiter des Fürstlich Wiedischen Archivs).
Foto: Forschungsstelle Carmen Sylva

In den bisher erschienenen Bänden der Schriftenreihe der Forschungsstelle werden verschiedene Aspekte in Leben und Werk Carmen Sylvas dargestellt, und einige Bände der Schriftenreihe sind auch in rumänischer Übersetzung in rumänischen Verlagen erschienen:

Band 1 (2014), „Unterschiedliche Wege, dasselbe Ideal: Das Königsbild im Werk Carmen Sylvas und in Fotografien des Fürstlich Wiedischen Archivs“ von Silvia Irina Zimmermann, mit einem Vorwort von Hans-Jürgen Krüger enthält eine erstmalige Studie über das Königsbild im literarischen Werk Carmen Sylvas und zeigt, dass viele ihrer Werke im Dienst des Königreichs Rumänien verfasst und veröffentlicht wurden. Die Behauptung in den älteren Biografien, dass Carmen Sylva republikanisch gesinnt gewesen sei, wird hier mithilfe von Quellenvergleichen und Zitaten aus Briefen und Archivdokumenten sowie einem erstmals neu veröffentlichten Essay Carmen Sylvas über ihre Meinung zur Monarchie widerlegt. Der Band enthält zudem den vollständigen, neu edierten literarischen Reisebericht „Rheintochters Donaufahrt“ von 1905 und einen Bilderteil mit zahlreichen historischen Fotografien des Königspaares Carol I. und Elisabeth von Rumänien mit handschriftlichen Erklärungen der Königin für ihre Familie in Neuwied (rumänische Ausgabe: Editura Curtea Veche, Bucureşti, 2014).

Die Sammelbände 2 und 3 (2015), „Carmen Sylva: Die Schriftstellerin und erste Königin von Rumänien im Kontext ihrer Zeit“ und „Das erste Königspaar von Rumänien Carol I. und Elisabeta: Aspekte monarchischer Legitimation im Spiegel kulturpolitischer Symbolhandlungen“, herausgegeben, eingeleitet und mit Übersetzungen aus dem Rumänischen ins Deutsche von Silvia Irina Zimmermann und Edda Binder-Iijima enthalten Beiträge aus der neuesten Forschung in Deutschland und Rumänien zur Dichterin und Königin Carmen Sylva sowie über das Königspaar Carol I. und Elisabeth im Kontext ihrer

Zeit und die Legitimations- und Repräsentationsstrategien des Bukarester Hofes im europäischen Kontext. Die Bände enthalten Beiträge von Ruxanda Beldimann, Bianca Bican, Edda Binder-Iijima, Liviu Brătescu, Sorin Cristescu, Simion Dănilă, Ştefania Dinu, Alexandru Istrate, Hans-Jürgen Krüger, Adriana Cristina Mazilu, Macrina Oproiu, Stephan Puille, Cristina Popescu, Adriana Roşca, Maria Sass, Horst Schuller, Nicolae-Şerban Tanaşoca, Carmen Tănăsoiu, Bernd Willscheid und Silvia Irina Zimmermann.

Band 4 (2016), „Heimweh ist Jugendweh", herausgegeben von Silvia Irina Zimmermann und Bernd Willscheid, mit einem Vorwort von Isabelle Fürstin zu Wied, stellt neuere Erkenntnisse über die Erinnerungen Elisabeths an ihre Kindheit und Jugend in Neuwied vor und zeigt auch einen Vergleich zu den Kindheitserinnerungen anderer adeliger Schriftstellerinnen ihrer Zeit wie Marie von Ebner-Eschenbach und Lily Braun. Der Hauptteil des Bandes enthält die Erinnerungen Carmen Sylvas aus dem Originalband „Mein Penatenwinkel" von 1908 neu ediert, kommentiert und mit einem Personenverzeichnis versehen.

Band 5 (2017), „Monsieur Hampelmann – Domnul Pulcinel. Ein Märchen aus der Exilzeit der Königin Elisabeth von Rumänien", herausgegeben von Silvia Irina Zimmermann, enthält das viersprachige Märchen „Monsieur Hampelmann" und die Faksimiles der handgeschriebenen Seiten Carmen Sylvas mit den Illustrationen des André Lecomte du Noüy. Die Einleitung zeichnet die Entstehungsgeschichte dieses Märchen nach, wobei hier der Hofarchitekt André Lecomte du Noüy (und nicht sein Bruder, der Maler) anhand der Briefe Carmen Sylvas an König Carol I. als der eigentliche Illustrator des Märchens erstmals identifiziert wird (rumänische Ausgabe: herausgegeben von Silvia Irina Zimmermann, Editura Vremea, Bucureşti 2017).

Präsentation des 4. Bandes der Schriftenreihe „Heimweh ist Jugendweh" anlässlich des 100. Todesjahres von Carmen Sylva im Roentgen-Museum Neuwied im Oktober 2016 (v.l.n.r.): Bernd Willscheid (Museumsdirektor), I.D. Isabelle Fürstin zu Wied, Dr. Edda Binder-Iijima, Dr. Silvia Irina Zimmermann, Prof. em. Dr. Wilhelm Solms und I.D. Sophie Charlotte Fürstin zu Wied.
Foto: Forschungsstelle Carmen Sylva

Die Bände 6 und 7 (2018), „‚In zärtlicher Liebe Deine Elisabeth' – ‚Stets Dein treuer Carl'". Der Briefwechsel Elisabeths zu Wied (Carmen Sylva) mit ihrem Gemahl Carol I. von Rumänien aus dem Rumänischen Nationalarchiv in Bukarest. 1869–1913", sind eine historisch-kritische Ausgabe des gesamten und unzensierten Briefmaterials des Königspaares, herausgegeben, kommentiert und eingeleitet von Silvia Irina Zimmermann. Der erste Teilband enthält die Briefe aus den Jahren von 1869 bis 1890: „Anfangsjahre in Rumänien. Unabhängigkeitskrieg. Königreich Rumänien" und der zweite Teilband die Briefe der Jahre von 1891 bis 1913: „Exil der Königin. Rückkehr auf den rumänischen Thron". Das Editionsprojekt erfolgte in Kooperation mit dem Rumänischen Nationalarchiv in Bukarest (rumänische Auswahlausgabe: herausgegeben und ins Rumänische übersetzt von Silvia Irina Zimmermann und Romaniţa Constantinescu, Editura Humanitas, Bucureşti, 2020).

Band 8 (2019), „‚Die Feder in der Hand bin ich eine ganz andre Person'. Carmen Sylva (1843–1916), Leben und Werk" von Silvia Irina Zimmermann, mit einem Vorwort von Isabelle Fürstin zu Wied, enthält eine Bildanalyse über Carmen Sylva in der Memoirenliteratur und in den früheren Biografien, gefolgt von einer Biografie in Bildern, Zeitzeugnissen und neu erschlossenen Dokumenten aus den Archiven und der privaten Korrespondenz der Königin mit ihrem Gemahl König Carol I. von Rumänien und mit Familienmitgliedern aus Neuwied und Sigmaringen. Die zahlreichen Fotografien und Abbildungen zu Leben und literarischem Werk der Königin Elisabeth, die im Buch veröffentlicht sind, stammen aus dem Fürstlich Wiedischen Archiv (228, davon 9 farbig) und aus der Privatsammlung der Autorin (142, davon 16 farbig). Der Band enthält eine umfangreiche Bibliografie zu Carmen Sylva sowie ein Personenverzeichnis.

Band 9 (2020), „The Child of the Sun: Royal Fairy Tales and Essays by the Queens of Romania, Elisabeth (Carmen Sylva, 1843–1916) and Marie (1875–1938)", herausgegeben, eingeleitet und mit einer Bibliografie von Silvia Irina Zimmermann, enthält eine Auswahl der literarischen Texte aus den englischen Ausgaben der Märchen und autobiografischen Essays der ersten beiden Königinnen und Schriftstellerinnen Rumäniens, mit welchen beide um 1900 eine auf das Vereinigte Königreich von Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Amerika gezielte literarische Öffentlichkeitsarbeit und Lobbytätigkeit für das Königsreich Rumänien verfolgten.

Die Schriftenreihe der Forschungsstelle Carmen Sylva des Fürstlich Wiedischen Archivs wird von Dr. Silvia Irina Zimmermann und Dr. Edda Binder-Iijima herausgegeben und erscheint in loser Reihenfolge.

Dr. Silvia Irina Zimmermann studierte an den Universitäten in Hermannstadt/Sibiu und Marburg Germanistik, Anglistik, Kunstgeschichte sowie Soziologie und promovierte über das literarische Werk Carmen Sylvas an der Universität Marburg. Sie ist Initiatorin und ehrenamtliche Leiterin der Forschungsstelle Carmen Sylva des Fürstlich Wiedischen Archivs sowie Mitherausgeberin der Schriftenreihe der Forschungsstelle (www.carmensylva-fwa.de).

Gehören die jüdischen Autoren Rumäniens zur rumänischen Literatur?

Ideologische Probleme der Zwischenkriegszeit

Von Gundel Grosse

Die Zwischenkriegszeit in Rumänien gilt für die rumänische Kultur als „Goldenes Zeitalter“, in welchem dem Land der endgültige Anschluss an Westeuropa gelungen ist. Diese Aussage steht vor dem Hintergrund einer über 100-jährigen Auseinandersetzung der rumänischen Kultur mit der Frage, welche Richtung für sie die richtige und passende ist – eine Ausrichtung an westeuropäischen Entwicklungen, eine Besinnung auf das eigene nationale Spezifikum oder gar eine stärkere Orientierung auf die Bezüge zum östlichen Kulturraum. Hieraus entstanden ganz unterschiedliche Denkweisen und Strömungen, wobei die Ausrichtung an westeuropäischen Entwicklungen, von heute aus gesehen, den stärksten Impuls ausübte.

In der Zwischenkriegszeit entstanden mit der Literatur beispielsweise von Camil Petrescu, Hortensia Papadat-Bengescu, Anton Holban, aber auch Mihail Sebastian und Mircea Eliade Texte, die sich sowohl thematisch als auch erzähltechnisch ganz auf der Höhe der Zeit präsentierten. Nicht zu vergessen ist die maßgebliche Bedeutung der vorangegangenen Avantgarde. Selbst der Literaturhistoriker Eugen Lovinescu, der dieser Strömung unter ästhetischem Aspekt nicht viel abgewinnen konnte, befand sie unter dem Gesichtspunkt ihrer Moderne und ihres europäischen Formats als außerordentlich bemerkenswert und gewinnbringend für die rumänische Literatur.

Mit dem Frontwechsel 1944 und der neuen politischen Ausrichtung wurde diese Entwicklung zunächst unterbrochen und konnte nur zögerlich vor allem in den 1960er Jahren wieder aufgegriffen werden, als Rumänien das vielleicht einzige Land im politischen Ostblock war, in welchem westeuropäische Literatur relativ unproblematisch rezipiert werden konnte. Diese Entwicklung wurde 1971 mit den Julithesen Nicolae Ceauşescus erneut unterbrochen.

Nach 1989 wurden in Rumänien sowohl der Ruf nach Westeuropa und einem erneuten Anknüpfen an die dortige kulturelle Entwicklung laut als auch der Wunsch, wieder an die Zwischenkriegszeit anzuschließen. Dabei wurde mit den besonderen Gegebenheiten der Zwischenkriegszeit und auch mit der Frage, wie undurchlässig der Eiserne Vorhang des Kommunismus in Wahrheit eigentlich gewesen war, teilweise recht unkritisch umgegangen.

Nachfolgend sei ein wesentlicher Aspekt dieser Problematik herausgegriffen. Er betrifft bestimmte literaturhistorische Fakten aus der Zwischenkriegszeit, die gerne im Hintergrund verbleiben, wenn einmal mehr um die politische Ausrichtung beispielsweise von Mircea Eliade und Emil Cioran debattiert wird. Spätestens im Zusammenhang mit der auszugsweisen Veröffentlichung der Tagebücher von Mihai Sebastian im Jahr 1972 in Israel wurde ja die Hinwendung u.a. des jungen Mircea Eliade zum politisch rechten Spektrum in den 1930er Jahren bekannt. Eliade selbst hatte eine offene Positionierung zeit seines Lebens vermieden. Im Weiteren jedoch soll es um die Literaturhistoriker Eugen Lovinescu und George Călinescu und ihre Position zu den jüdischen Autoren Rumäniens gehen.

Der Literaturhistoriker und -kritiker Eugen Lovinescu (1881–1943) auf einem rumänischen Postwertzeichen. Quelle: Rumänische Post

Die Auseinandersetzung von Eugen Lovinescu und George Călinescu mit den jüdischen Autoren Rumäniens

Eugen Lovinescu (1881–1940) und George Călinescu (1899–1965) gelten als die bedeutendsten Literaturkritiker und -historiker der Zwischenkriegszeit Rumäniens. Lovinescu war Verfechter einer kulturellen Ausrichtung nach Westeuropa und hatte in diesem Sinne in den Jahren 1924 und 1925 seine „Geschichte der rumänischen modernen Zivilisation“ veröffentlicht. In den darauffolgenden Jahren veröffentlichte er die „Geschichte der zeitgenössischen rumänischen Literatur“. 1937 gab er ein Kompendium zur Literaturgeschichte heraus, in welches er ganz aktuelle Autoren aufgenommen hatte, wie z.B. die Schriftsteller der sogenannten *jungen Generation*, darunter Mircea Eliade und den jüdischen Autor Mihail Sebastian.

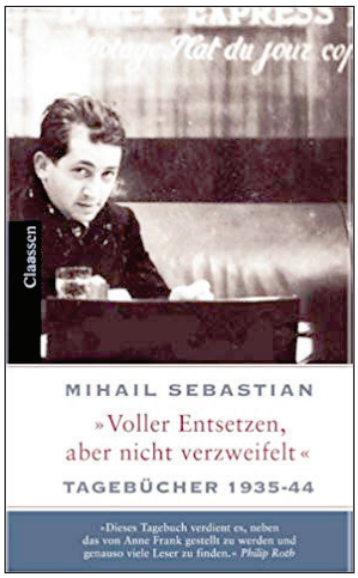
George Călinescu veröffentlichte im Jahr 1941 seine „Geschichte der rumänischen Literatur von ihren Anfängen bis in die Gegenwart“. Diese Publikation bereitete sofort nach ihrem Erscheinen, aber auch nach 1944, eine ganze Reihe von Schwierigkeiten. Einerseits lag ein Problem darin, dass Călinescu es überhaupt gewagt hatte, jüdische Autoren in eine rumänische Literaturgeschichte aufzunehmen – man schrieb immerhin das Jahr 1941. Andererseits beschwerten sich die jüdischen Autoren über die Art und Weise, in welcher sich Călinescu mit ihnen auseinandergesetzt hatte.

Beiden Literaturhistorikern gemeinsam ist jedoch die Frage, wer genau zur rumänischen Literatur gehört und

wer nicht. Ganz offenkundig geht es in dieser Zeit also um die Bestimmung einer *Nationalliteratur*.

Eugen Lovinescu und die jüdischen Schriftsteller

Eugen Lovinescu artikulierte in seiner zwischen 1926 und 1929 erschienenen „Literaturgeschichte“ eine dezidierte Einstellung den jüdischen Autoren gegenüber. Außerdem widmete er ihnen in seinen 1932 veröffentlichten „Erinnerungen“ ein eigenes Kapitel. Im Mittelpunkt stehen hierbei die Auseinandersetzung mit dem *Sămănătorism* und dessen nationaler Ideologie sowie dessen Anspruch eines blutsreinen rumänischen Volkes. Bei einem Volk, dessen Repräsentanten z.B. bulgarische, griechische und eben auch jüdische Vorfahren hatten, war diese Vorstellung für Lovinescu allerdings fragwürdig. In Bezug auf die Zugehörigkeit der jüdischen Schriftsteller zu den rumänischen Autoren führt er aus: „Indem sie aus freien Stücken den Willen umsetzen, rumänisch zu schreiben, müssen die jüdischen Schriftsteller prinzipiell als Rumänen angesehen werden – mit der Einschränkung, dass der Grad der Umsetzung dieses Willens individuell unterschiedlich ist.“ Er erklärt jedoch nicht weiter, was das konkret bedeutete und wie der „Grad eines Willens“ zu überprüfen wäre.



Buchcover der deutschen Ausgabe der „Tagebücher“ des rumänischen Schriftstellers Mihail Sebastian, der als Iosif Hechter am 18. Oktober 1907 in Brăila geboren wurde und am 29. Mai 1945 in Bukarest verstarb. Quelle: Claassen Verlag

Den spezifischen Beitrag der jüdischen Autoren erklärt Lovinescu wie folgt: „In eine fremde Kultur transplantiert, ist der Jude oder der Fremde an keine Tradition gebunden; seine Antennen sind darauf ausgerichtet, jedwede Neuigkeit aufzunehmen. Dadurch hat er eine große schöpferische Kraft. Die rassistischen Kritiker, von Chamberlain bis A. C. Cuza, sehen jedoch in dem Eindringen der Fremden in das Herz der Kultur eines Volkes eine nationale Gefahr und ein Element des Zerfalls. Das sehen wir so nicht. Ganz im Gegenteil erkenne ich in einer übrigens ausgewogenen Mischung einen möglichen Beitrag zum Fortschritt (…).“

Lovinescu hält die jüdischen Einflüsse folglich deswegen für wichtig, weil es durch sie zu einer Erschütterung der Tradition kommt, die wiederum Energien für Weiterentwicklung freisetzt. Das führt er an anderer Stelle am Beispiel der Avantgarde aus, die ja stark von jüdischen Künstlern geprägt war. Die Problematik der Einordnung der jüdischen Schriftsteller in die rumänische Literatur ist für ihn damit aber nicht gelöst. In seinen „Erinnerungen“ widmete er ihnen das Kapitel: „Das Problem der jüdischen Schriftsteller im Herzen der Literaturen“, in welchem er seine Thesen ausführt und darlegt, dass der Einfluss „fremder Elemente“ grundlegend nur dann für die rumänische Kultur problematisch ist, wenn es sich um jüdische Elemente handelt. Sodann erklärt Lovinescu seinen Rassebegriff: Rasse sei für ihn nicht strikt biologisch determiniert, sondern stehe in engem Zusammenhang mit Sprache und nationalem Bewusstsein. Dieses zu erlangen, sei allerdings ein Akt des Willens, und genau an diesem mangele es den Juden. Und deswegen gelte: „Auch wenn Vasile Alecsandri das moldauische Spezifikum reflektieren und A. D. Xenopol die ‚Geschichte der Rumänen’ schreiben konnte, wie auch die Halbjuden Montaigne oder Proust Repräsentanten der französischen Literatur werden konnten, bedeutet das nicht die Lösung des Problems des jüdischen Beitrags im Herzen der Nationalliteraturen im Sinne einer absoluten Identität. Die Rasse ist (…) zu einem Großteil eine Frage der kosmischen und moralischen Prägung und erst dann ein Akt des Willens (…).“

Den Juden fehle Lovinescu zufolge zumeist nicht die Fähigkeit zur Assimilation, sondern der hierzu erforderliche Willensakt. Sie ziehen sich lieber in eine freiwillige Isolation mit einer eigenen Sprache, Tradition und Religion zurück. Das bedeute für diese Literatur, dass sie „rumänisch in ihrem Ausdruck, aber jüdisch in ihrem seelischen Gehalt“ bleibe. Kunst sei jedoch nicht durch ihre ethnische Komponente zu bewerten, sondern durch ihre ästhetische. Auch die Literatur der jüdischen Autoren müsse somit unter ästhetischen Gesichtspunkten und unabhängig von ihrem ethnischen Element bewertet werden.

Porträt des Religionswissenschaftlers, Philosophen und Schriftstellers Mircea Eliade (1907–1986) aus dem Jahre 1933. Quelle: unbekannt

Lovinescu legt sodann seine persönliche Einstellung den jüdischen Autoren gegenüber dar und betont, dass er kein Antisemit sei. Dies habe für ihn selbst insofern besondere Bedeutung, als er bereits in seiner Kindheit in der Heimatstadt Fălticeni mit einem latenten Antisemitismus aufgewachsen sei. Überraschenderweise, so Lovinescu, stand diese Prägung Bekanntschaften mit seinen jüdischen Mitmenschen keinesfalls im Wege, vielmehr haben diese wertvollen Begegnungen weitreichende Konsequenzen für die Herausbildung seiner eigenen Persönlichkeit gehabt.

Abschließend porträtiert Lovinescu einzelne Schriftsteller mit dem erklärten Ziel, hierdurch zu verdeutlichen, worin die den Juden gemeinsamen Eigenschaften genau bestehen. Er erklärt zugleich, dass dies weniger ein Ausdruck literarischer Kritik sei, als vielmehr der Psychologie. Deswegen beschäftige er sich mit diesen Aspekten auch nur in seinen „Erinnerungen“, nicht aber in der „Literaturgeschichte“.

George Călinescu und seine Haltung zu den jüdischen Autoren

Im Abschlusskapitel seiner Literaturgeschichte, das er „Das nationale Spezifikum“ nennt, geht George Călinescu u.a. der Frage nach, wer genau seiner Ansicht nach der rumänischen Literatur zuzurechnen ist. Seine Prämisse lautet: „Die einzige Bedingung dafür, spezifisch zu sein, ist, ethnischer Rumäne zu sein.“ Und da es hier um eine nationale Spezifik gehe, könne ein jüdischer Autor keinesfalls ein rumänischer sein. Călinescu entfaltet eine regelrecht aberwitzige Theorie konzentrischer Kreise um ein rein rumänisches Zentrum, die ein nach außen hin abnehmendes Maß an Spezifik verdeutlichten. Sodann stellt er fest, dass die Mehrheit der rumänischen Schriftsteller der rumänischen Rasse angehöre. Wäre die Mehrheit jüdisch, so schlussfolgert er, „dann wäre die rumänische Literatur nur ein Zweig der jüdischen in einem neuen Jiddisch.“ Das seiner Meinung nach „organische Verhältnis“ zwischen rumänischen und jüdischen Autoren bewirke freilich einen fruchtbaren Einfluss der jüdischen Schriftsteller auf die rumänische Kultur. Zu den jüdischen Autoren führt er weiter aus: „Die wenigen Juden, die es in unserer wie in allen Literaturen gibt, bleiben ein Faktor außerhalb unserer Rasse und schlagen eine Brücke zwischen national und universal. Ein aufrechter Geist, der die politischen Probleme nicht mit der ideellen Welt des Schaffens verwechselt, kommt nicht umhin, ihren Beitrag anzuerkennen.“ Die jüdischen Autoren seien „immer informiert, Überbringer der neuesten Dinge, antiklassizistisch, modernistisch und problemversessen. Sie kompensieren die Trägheit der Tradition und bewirken, dass sie sich stets einer Revision unterzieht.“ Allerdings seien den Juden auch Fehler wesenseigen, hierunter ein ganz wesentlicher, nämlich eine antinationale Grundhaltung, die regelmäßige Konflikte mit sich bringe. Diese Konflikte bezeichnet er als „periodische Gewitter“, ein Terminus, der angesichts einer jüdischen Geschichte voller Diskriminierung und Pogrome mehr als unpassend gewählt ist.

Vergleicht man nun die Ausführungen George Călinescus mit denen Eugen Lovinescus, wird deutlich, dass ihr Zugriff letzten Endes ähnlich ist. Beide gehen von einem spezifisch jüdischen Wesen aus, das an bestimmten Merkmalen, wie z.B. Internationalismus und Experimentierfreudigkeit, erkennbar sei. In Călinescus „Literaturgeschichte“ fließen diese *rassischen Merkmale* in die Beurteilung des künstlerischen Werks der jeweiligen Autoren viel deutlicher ein als bei Lovinescu. Während Călinescu den jüdischen Autoren grundsätzlich die Möglichkeit abspricht, auch rumänische Autoren zu sein, sieht Lovinescu eine Option darin, qua Willensstärke ein rumänischer Autor werden zu können. Die Fähigkeit zu einer willentlichen Entscheidung für ein nationales rumänisches Bewusstsein sei allerdings bei den meisten jüdischen Autoren zu schwach ausgeprägt.

Büste von George Călinescu (1899–1965) in der „Allee der Klassiker“ im Stefan der Große und Heilige-Stadtpark von Chişinău, Hauptstadt der Republik Moldau. Foto: Josef Sallanz

Insbesondere die „Literaturgeschichte“ von George Călinescu hat über die letzten Jahrzehnte hinweg eine ungeheure Wirkungsmacht entfaltet, derer man sich zwar in Rumänien bewusst ist, die aber einen kritischen Zugriff überwiegend verhindert. Ähnlich verhält es sich mit dem Bild Eugen Lovinescus, der als demokratischer Europäer gerade nach 1989 zu einer Identifikationsfigur wurde. Über den Wunsch hinaus, nach dem politischen Umbruch an das Erbe der Zwischenkriegszeit anzuknüpfen, fehlt bis heute in den Kreisen der rumänischen Literaten oft eine wirklich kritische Auseinandersetzung mit den hier dargelegten Fragen eines latenten Antisemitismus.

Dr. Gundel Große ist Postdoktorandin am Lehrstuhl für Rumänistik der Friedrich-Schiller-Universität Jena und arbeitet an einem Projekt zur rumänischen Gegenwartsliteratur. Ihre Studie „Literaturgeschichte im Prozess (1990–2000). Die Auseinandersetzung rumänischer Literaten mit der Zwischenkriegszeit“ erscheint 2020 im Verlag new academic press in Wien. Zuletzt hat sie das Buch „Iluziile literaturii române“ des rumänischen Literaturhistorikers Eugen Negrici ins Deutsche übersetzt.

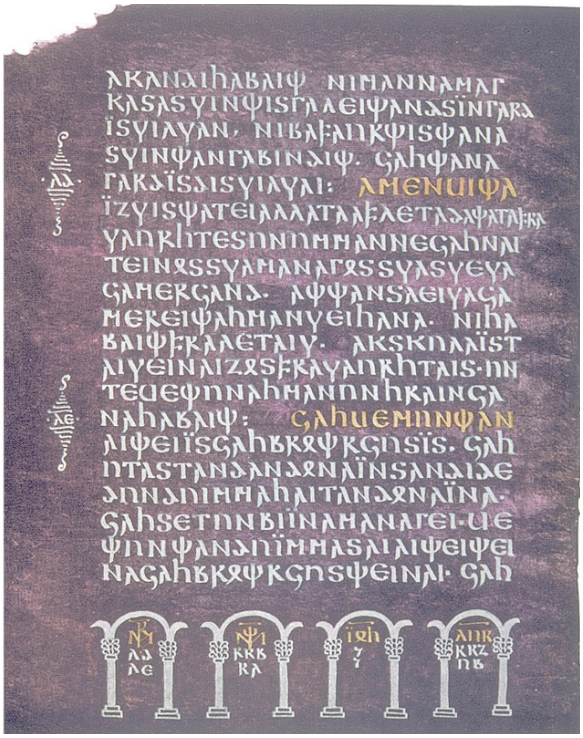
Gemeinsamkeiten des Deutschen und Rumänischen im Bereich des Grundwortschatzes

Sprachkontakt und Sprachkontinuum

Von Orlando Balaş

Europäische Sprachen, auch wenn sie wie das Deutsche und Rumänische verschiedenen Zweigen der indogermanischen Sprachfamilie angehören, weisen viele Ähnlichkeiten auf, vor allem im Bereich des Wortschatzes, aber auch in der grammatischen Struktur oder Satzgliedstellung. Solche Ähnlichkeiten lassen sich auf den gemeinsamen indogermanischen Ursprung dieser Sprachen, etwa germanischen Sprachen wie das Deutsche oder der lateinisch-romanischen, wie das Rumänische zurückführen. Mit Blick auf die im Weiteren angeführten deutsch-rumänischen Gemeinsamkeiten im Grundwortschatz, darf man von einem langjährigen, ununterbrochenen Kontakt und wechselseitigem Einfluss auf dem heutigen Territorium Rumäniens ausgehen.

Im Rumänischen gibt es eine beachtliche Zahl von Wörtern, vor allem aus dem technischen und agrarwirtschaftlichen Bereich, die direkt oder indirekt aus dem Deutschen entlehnt worden sind. Diese sind sowohl in der gehobenen literarischen Sprache zu finden als auch in regionalen Varianten des Rumänischen. Überregional und hochsprachlich spricht man im Rumänischen von *cartof* (dt. *Kartoffel*), *chelner* (*Kellner*), *cremvurşt* (fälschlich mit *m*, statt korrekt wie österr. *Kre<u>n</u>wurst*, aus *Kren* [rum. *hrean*] dt. *Meerettich*), *pantof* (*Pantoffel*), *parizer* (*Pariser Wurst*), *poliţist* (*Polizist*), *rolă* bzw. jur. *rol* (aus *Rolle*), *spital* (*Spital*), *şmecher* (die rumänische Bedeutung *Betrüger*, *Gauner* dürfte eine eigene Entwicklung sein, etymologisch vielleicht nach dt. *schmecken*, nur als *Feinschmecker* belegt), *şpriţ* (österr. *Spritz*), *şurub* (*Schraube*), *turn* (*Turm*), *ţiglă* (*Ziegel*) oder *ungur* (*Ungar*). Die Protagonisten der „Momente und Skizzen" von Ion Luca Caragiale rufen den Kellner mit dem Wort *ţal!* (dt. *zahlen*) herbei, während die ländliche Bevölkerung in Siebenbürgen noch heute *porodici* oder *paradaisă* (österr. *Paradaiser*) und *zeler* (österr. *Sellerie*) anbaut, mit *ţucur* (*Zucker*) und *oloi* (*Öl*) in der *cohe* (*Küche*) kocht, die Lebensmittel in der *şpais* (österr. die *Spais*, dt. *Speisekammer*), das Geschirr in der *credenţ* (*Kredenz*) und das Werkzeug im *şopron* (*Schuppen*) aufbewahrt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts sagten die Leute in Siebenbürgen und der Bukowina, dass sie mit dem *ţug* (*Zug*) am schnellsten führen, während man heute – nicht unbedingt schneller als damals – mit dem *tren* (franz. *train*) unterwegs ist. Ob im *ţug* oder im *tren* sitzt man noch in einem *vagon* (österr./dt. *Waggon*; franz. *wagon*; dt. *Wagen* nach ahd. *wagan*, mhd. *Wagen*).



Seite aus der Wulfila-Bibel: Als besonderes Verdienst von Bischof Wulfila gilt die Übersetzung von Teilen der Bibel in die von ihm zu diesem Zweck entwickelte gotische Schrift, erhalten als „Codex Argenteus" mit der gotischen Fassung des „Vaterunser". Quelle: Asta-commonswiki

Je tiefer man in die Geschichte beider Sprachen – des Deutschen und Rumänischen – zurückblickt, desto auffallender werden Ähnlichkeiten im Bereich der Sprachstrukturen und im Wortschatz. Vergleicht man verschiedene Sprachmonumente, sollte man nicht außer Acht lassen, dass sie keineswegs Elemente der Volkssprache, sondern ein künstliches Konstrukt einer Sprache widerspiegeln, die man, wenigstens im Fall der Übersetzungen, unter dem Einfluss und wahrscheinlich nach dem Vorbild der Sprache des Originals geschrieben hat. Diese Übersetzungen, die mehrheitlich religiöse Texte darstellen, haben ihrerseits die gesprochene Sprache beeinflusst.

In diesem Zusammenhang möchte ich die Übersetzung des Neuen Testaments aus dem Griechischen ins Gotische erwähnen, die der Bischof Wulfila, der auch auf dem Gebiet des heutigen Rumäniens wirkte, im 4. Jahrhundert n. Chr. angefertigt hatte. Sie ist das älteste schriftliche Zeugnis einer germanischen Sprache. In dieser Übersetzung sind nicht nur der Einfluss des Griechischen, sondern auch des Lateinischen zu erkennen. Wenn man den gotischen Text mit der lateinischen und rumänischen Fassung des „Vaterunser" vergleicht, bemerkt man gleich die Ähnlichkeit der syntaktischen Strukturen.

<u>Aththa unsar</u> thu in himinam weihnai <u>namo thein</u>
<u>Pater noster</u> qui es in celis sanctificentur <u>nomen tuum</u>
<u>Tatăl nostru</u> care eşti în ceruri sfinţească-se <u>numele tău</u>

qimai thiudinassus theins, wairthai wilja theins
adveniar regnum tuum, fiat voluntas tua
vie împărăția ta, fie voia ta

swe in himina jah ana airthai
sicut in caelo et in terra
precum în cer așa și pe pământ

Das attributiv verwendete Possessivpronomen ist in allen vorliegenden Syntagmen nachgestellt, was auch für das heutige Rumänische spezifisch ist, während die Satzgliedstellung des Deutschen sich veränderte.

Neben Bezeichnungen, die fast allen indogermanischen Sprachen gemeinsam sind, wie *namo* oder *wilja*, oder denen, die spezifisch germanisch sind wie *himina* (dt. *Himmel*, schwed. *himmel*, engl. *heaven*) oder *airthai* (dt. *Erde*, schwed. *jord*, engl. *earth*), finden wir in dieser Textstelle auch germanisch-slawische Bezeichnungen, die im Deutschen verschwunden sind bzw. in einer anderen Bedeutung vorkommen: Brot wird in dieser Übersetzung mit *hlaif* bezeichnet, slaw. *hleb*. Heutzutage spricht man noch im Deutschen von einem Laib Brot oder Käse.

Auch wenn wir kein schriftliches Zeugnis des Protorumänischen haben, kann man anhand der Wulfila-Bibel erkennen, dass die Konjugation in den damaligen germanischen Sprachen – wie auch im aktuellen Rumänisch – einige Gemeinsamkeiten mit dem Lateinischen aufweist.

Die Endung der ersten Person Plural, Indikativ Präsens, ist im Gotischen *am* (*weis aflet**am***), wie im heutigen Rumänischen (*noi iertă**m***) und nicht *en*, wie im heutigen Deutsch (*wir vergeb**en***).

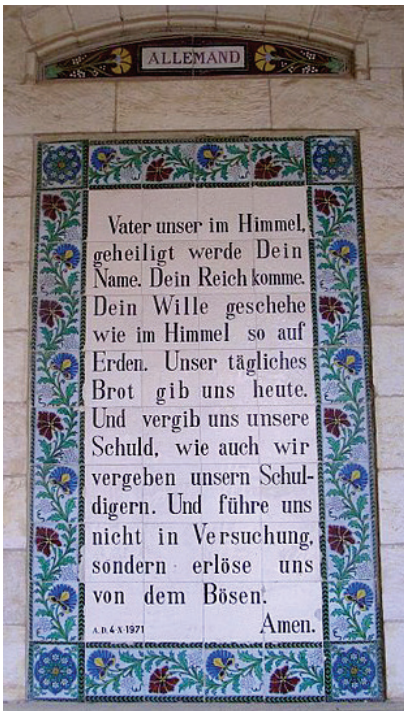
jah aflet uns thatei skulans sijaima
et dimitte nobis debita nostra
și ne iartă nouă greșelile noastre

*swaswe jah weis afleta**m** thaim skulam unsaraim*
*sicut et nos dimiti**mus** debitoribus nostris*
*precum și noi iertă**m** greșiților noștri*

jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin;
et ne nos inducas in temptation, sed libera nos a malo
și nu ne duce pe noi în ispită, ci ne mântuiește de cel rău.

Die Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten, aber auch die Unterschiede zwischen beiden Sprachen, sind im Bereich des Wortschatzes und bei den Bezeichnungen für Körperteile besonders markant. Der Grundwortschatz bildet den stabilsten Teil des Wortschatzes, zugleich aber auch den sich am schnellsten verändernden Bereich einer Sprache. Trotz der stark voneinander abweichenden gegenwärtigen Formen weisen viele deutsche bzw. rumänische Bezeichnungen für Körperteile auf die gleiche indogermanische Herkunft hin.

So ist die gemeinsame Herkunft bei manchen Bezeichnungen auch heute noch zu erkennen. Das dt. *Auge* klingt dem rum. *ochi* ähnlicher als engl. *eye*; *Auge* beruht auf einem germanischen Etymon **ago* (ahd. *ouga*, mhd. *ouge*, aslaw. *oko*, griech. *ókkos*, hergeleitet vom indogermanischen Verbalstamm **oku = sehen*). Das rum. *ochi* geht auf lat. *oculus* zurück. Durch Ausfall des unbetonten Vokals (Synkope) und des Lautes am Wortende (Apokope) wurde es zu *oclu*, durch den Wandel der Konsonantengruppe *cl > k'* (wie auch lat. *clavis* > rum. *cheie* (*Schlüssel*) zu *ok'u/ochiu/ochi*.



Tafel mit dem deutschen Text des „Vaterunser" in der Jerusalemer Paternosterkirche. Foto: de:User:Etc. gamma

Auch die Bezeichnungen weiterer Gesichtsteile weisen Ähnlichkeiten auf, die auf gemeinsame indogermanische Wurzeln zurückzuführen sind. Das dt. *Ohr* ist homophon mit rum. *ureche*, dt. *Nase* mit rum. *nas*. *Ohr* geht zurück auf germ. **auzan* (got. *auzo*, ahd. *ōra,* mhd. *ōr*, idg. Wurzel **ōus-*, **us*), während die entsprechende rumänische Bezeichnung *ureche* von lat. *auris/auricula* (< **ausis*, rum. *auz = hören*) kommt. *Nase* stammt von ahd. *nasa* (mhd. *nase*), einem Etymon, das lat. *nāsum/nāsus* entspricht, woraus durch Apokope zu rum. *nas* wurde.

In anderen Fällen ist die lautliche Ähnlichkeit bei manchen deutschen und rumänischen Wörtern irreführend: Das dt. *Kopf* und rum. *cap* stammen nicht, wie man vermuten könnte, aus einem gemeinsamen Etymon ab. *Kopf* (im Sinne von Haupt, Schädel) geht zurück auf ahd. *koph* bzw. mhd. *kopf*. Trinkgefäß, Becher, aber auch Hirnschale (siehe z.B. „Das alte Atlilied", in welchem Gudrun aus den Hirnschalen ihrer und Atlis Söhne Trinkgefäße herstellen lässt), entlehnt aus spätlat. *cuppa* (*Becher*). Rum. *cap* beruht auf lat. *caput* (*Kopf*), nicht auf *cuppa*, wie die entsprechende deutsche Bezeichnung. Auf lat. *caput* bzw. germ. **habuþa* (ahd. *houbit*, mhd. *houbet/houpt,* engl. *head,* schwed. *huvud*) beruht dt. *Haupt* (Kopf, Führer, Leiter).

Es gibt Bezeichnungen von Körperteilen, die deutsch-rumänisch zwar ähnlich sind, vom selben Etymon abstammen, aber unterschiedlichen Ursprungs sind. So etwa ist dt. *Muskel* eine gelehrte Entlehnung aus der Wissenschaftssprache, lat. *mūsculus* (Diminutiv von *mūs* [Maus]), während sich rum. *mușchi* aus demselben Etymon *mūsculus* herleitet. Durch Synkope und Apokope

musclu, cl > k', dann Palatalisierung zu *muşchi*, wie *scola* > *şcoală* (*Schule*).

In anderen Fällen von ähnlichen Bezeichnungen handelt es sich um Parallelentwicklungen. Das dt. *Zitze/Titte* (weibliche Brust; oft vulgärer Gebrauch) entstammt germ.**titt* (ahd. *tutto*, mhd. *tu(t)te*), während die rumänische, lautlich sehr ähnliche Bezeichnung *ţîţă*, von lat. *titĭa, titta* (franz. *tette*, ital. *tetta*) kommt, welches wahrscheinlich ein Lallausdruck der Kindersprache war.

Andere Körperteilbezeichnungen sind in den beiden Sprachen unterschiedlich, was ganz verständlich ist, da das Rumänische und das Deutsche je verschiedenen Zweigen der indogermanischen Sprachfamilie angehören. Das dt. *Arm* geht auf germ. **armo* (*Arm, Gelenk, Gefüge*, ahd./mhd. *arm*) zurück, welches lat. *armus* (*Oberarm, Schulterblatt*) entspricht. Die rumänische Bezeichnung für den gleichen Körperteil *braţ* geht auf ein anderes lateinisches Etymon *brachium* zurück, mit derselben Bedeutung.

Das „Vaterunser" in rumänischer Sprache in der Jerusalemer Paternosterkirche. *Foto: Mirela Britchi*

Das dt. *Herz* entstammt germ. **hertan* (ahd. *herza*, mhd. *herz*, lat. *cor/cordis*, griech. *kardíā*/καρδία, aslaw. *srъdьce*, verwandt mit aslaw. *sréda* (*Mitte, Mittwoch* – das zu ung. *szerda* wurde), während die entsprechende rumänische Bezeichnung *inimă* auf lat. *anima* (*Seele, Geist, Lebenskraft*) zurückgeht und nicht etwa auf *cor/cordis* (ital. *cuore*, franz. *cœur*, span. *corazón*, catal. *cor*, port. *coração*).

Auf den ersten Blick haben dt. *Nabel* und seine rumänische Entsprechung *buric* nichts Gemeinsames. Trotzdem gehen sie auf dasselbe indogermanische Etymon *Nabel* aus germ. ***nabulō*** (ahd. *nabulo*, mhd. *nabel/e*) zurück, während rum. *buric* auf lat. ***umbilīcus*** (mögliches Diminutiv vom **umbilus*, verwandt mit griech. *omphalós/ὀμφαλός*) beruht. Durch Apokope und Rhotazismus wurde es zu **umbiricu/*unbiricu*, unter Einfluss von *n/m*: **umburicu*. Durch Aphärese der ersten Silbe, weil vermutlich *um/un* mit dem unbestimmten Artikel *un* verwechselt wurde (im Rumänischen wird *n* vor *b* und *p* als *m* ausgesprochen), ist es zu *un buric/două burice* (*ein Nabel/zwei Näbel*) gekommen.

Dasselbe gilt auch für dt. *Knie* und rum. *genunchi*. *Knie* entstammt germ. **knewa, kneo, knio* (mhd. *knio*, lat. *genū*, griech. *gónу/γόνυ*), rum. *genunchi* dem lateinischen Diminutiv *genuc(u)lum*. Ähnlich wie bei der Bezeichnung *ochi* (*Auge*) aus lat. *oculus*, wurde *genuc(u)lum* durch Synkope und Apokope *genuclu*, dann durch den Wandel cl > k' zu *genuchi* und schließlich, durch die Wiederholung (*propagare*) des nasalen Lautes *n*, zu *genunchi*.

Verwandt, wenn auch lautlich nicht ähnlich, sind auch dt. *Fuß* und rum. *picior*. *Fuß* stammt aus idg. **pĕd-*, **pŏd-* (lat. *pēs*, *pedis*). Durch die erste (germanische) Lautverschiebung wurde *p* > *f* und *d* > *t* (germ. **fōt-*, got. *fōtus*, aengl. *fōt*, engl. *foot*); mit der zweiten (deutschen) Lautverschiebung wurde *t* zu *s* (ahd. *fuoʒ*, mhd. *vuoʒ*). Das rum. *picior* kommt von lat. *petiolus*, einem Diminutiv von *pēs*, *pedis*, durch Apokope, Rhotazismus und Palatalisierung entwickelte es **pecioru*, dann, durch den Wandel des *e* zu *i*, *picior*.

Abschließend möchte ich bemerken, dass nicht alle Ähnlichkeiten im deutschen und rumänischen Grundwortschatz auf ein gemeinsames indogermanisches Etymon zurückzuführen oder gar durch den direkten Kontakt der beiden Völker zu erklären sind. Manche verweisen auch auf das Zusammenleben der Rumänen mit anderen Völkern, deren Sprachen mit dem Deutschen verwandt sind. So haben die Rumänen das schöne und so bedeutende Wort *a iubi* (*lieben*) von slaw. *ljubiti* (protoslaw. **ljubiti*) entlehnt, welches mit dt. *lieben* und engl. *love* (ahd. *liobōn, liuben,* mhd. *lieben,* protoidg. **lewb-*) verwandt ist, während die anderen westromanischen Sprachen beim lat. *amo, amare* geblieben sind.

Scherzhaft hinzufügen wäre, dass das Rumänische und das Deutsche eine gewisse Vorliebe für Komplexität und Nuancen teilen: Beide haben, auf getrenntem Wege, eine auf früher Genus-Sexus-Zuordnung der Wörter beruhende Nominalklassifikation der Lebewesen (*animata*) in männlich/weiblich sowie des Unbelebten (*inanimata*) in drei Genera (maskulinum, femininum, neutrum) entwickelt. Im Gegensatz zu seinen lateinischen Schwestersprachen hat das Rumänische, nach einem schon im Tocharischen (eine der frühen uns belegten indogermanischen Sprache) durchgespielten Verfahren, ebenso ein drittes Genus, ein *neutru* entwickelt (das aber im Gegensatz zum Neutrum im Deutschen, das semantisch nicht (mehr) motiviert und ausschließlich *inanimata* bezeichnet, viele *animata* erfasst, z.B. *das Pferd*, *das Kind* etc.), das im Singular formal mit dem Maskulinum, im Plural mit dem Femininum übereinstimmt und daher auch als *ambigen* bezeichnet wird.

Dr. Orlando Balaş arbeitet als Übersetzer aus dem Deutschen ins Rumänische und ist als Lektor an der Philologischen Fakultät der Universität Großwardein/Oradea tätig. Er hat u.a. die Lehr- und Übungsbücher „Limba germană: Simplu şi eficient" (Deutsch: Einfach und effizient) und „Limba germană: Exerciţii de gramatică şi vocabular (Deutsch: Grammatik- und Wortschatzübungen) im Polirom Verlag veröffentlicht.

Bereits vergessene Warennamen?

„Alendelon“, „Fram“, „Pegas“, „Carpaţi“

Von Adina-Lucia Nistor

Aufgrund einer Auswahl von Warennamen, die bis zum politischen Umsturz von 1989 in Rumänien gebräuchlich waren, möchte ich diese nach ihren Benennungsmotiven analysieren und sie so in Erinnerung rufen.

Die Zigarettenmarke „Carpaţi“ wurde 1931 in Rumänien eingeführt, deren Produktion in den 1950er Jahren unter dem staatssozialistischen Regime erheblich ausgeweitet wurde.

Zu den Wahrzeichen der kommunistischen Konsumgesellschaft Rumäniens gehörten u.a. der Schwarz-weiß-Fernseher, die einzigen Fernsehprogramme „TVR 1“ und „TVR 2“, das Rundfunkprogramm „Radio România“, die Wohnraumdekorationen „Bibelouri“ (Nippes), „Macrameuri“ (Makramees), „Goblenuri“ (Gobelins), Plastikblumen und Plastikobst, des Weiteren die Sifonflasche (Sodawasserflasche), der „Permanent“ (Dauerwelle) und nicht zuletzt die „Kartelle“ zur Rationalisierung der Hauptlebensmittel.

Warennamen oder Chrematonyme sind Namen, unter denen Produkte und Dienstleistungen auf dem Markt verkauft werden. Wegen ihrer Gleichheit und ihrer gemeinsamen Eigenschaften gelten sie eher als Übergangsformen zwischen Eigen- und Gattungsnamen. Im Folgenden wird sich auf einige offizielle und wenige nichtoffizielle Warennamen aus dem kommunistischen Rumänien bezogen. Es handelt sich dabei um national verbreitete Warennamen, die von Food bis Non-Food reichen und die heute nicht mehr verwendet werden.

Außer den länglichen, rechteckigen „bomboane cu lapte“ (Milchbonbons) oder jenen bunten, säuerlichen „bomboane acrişoare“, die nur einen deskriptiven, keinen eigenen Warennamen trugen, erwähne ich die Kinderschokolade „Pitic“ (Zwerg) und die Schokoladenmarke „Ambasador“ (Botschafter). In den 1980er Jahren kam das kohlensäurehaltige Erfrischungsgetränk „Brifcor“ auf den Markt, seine Vorgänger trugen die Namen „CiCo“, „Zmeurată“ (Himbeergetränk), „Lămâiţa“ (Zitronengetränk) und „Bem-Bem“. Bei den alkoholischen Getränken finden sich die zwei Biersorten „Haţegana“ und „Azuga“ (benannt nach dem Haţeggebirge bzw. nach der Stadt oder dem Fluss Azuga im Prohovatal am Fuße des Bucegigebirges) und beim Ersatzkaffee „Cicoare“ (Zichorie). In den Konditoreien wurden die Kuchen „Carpaţi“ (dreieckige Kuchenschnitte mit Kakaocreme), „Kranţ“ (Kuchenroulade) und „Işlăr“ (großer kakaocremegefüllter Mürbeteigtaler mit Schokoladenglasur) angeboten. Der Name „cocoşei“ (kleine Hähne) wurde nach 1990 durch den englischen Begriff Popcorn ersetzt.

Unter den Non-Food-Artikeln sind nachfolgend zu nennen: Haushaltsgegenstände: die Waschmaschine „Albalux“ (rum. alb [weiß], rum. lux [Luxus]), der Kühlschrank „Fram“ (rum. Fram [ursul polar], nach der gleichnamigen Hauptgestalt des Kinderbuches „Fram, der Eisbär“ von Cezar Petrescu), der Staubsauger „Ideal“ (ideal, vollkommen), der Holzofen mit Herdplatte und Backofen „Vesta“, die Nähmaschine „Ileana“ (Variante des weiblichen Vornamens Elena und positive Gestalt in rumänischen Volksmärchen, Ileana Cosânzeana).

Der Präsident des Staatsrats und Generalsekretär der Rumänischen Kommunistischen Partei Nicolae Ceauşescu fährt am 20. August 1968 den ersten „Dacia 1100“ aus den Werkstoren.
Quelle: Fototeca online a comunismului românesc (#G506), cota 169/1968

Wasch- und Reinigungsmittel: die Waschseife „Cheia“ (Schlüssel, der auf der Seife abgebildet war), die einzigen Waschpulver „Perlan Alb“ und „Dero Automatic“, der Scheuersand „TIX“; Kosmetikartikel: das Deodorantspray „Farmec“ (Zauber, Reiz, Charme), die Zahnpasta „Cristal“ (Kristall, das die Zähne blendend weiß macht), das Haarschampoo „Urzica“ (Brennnessel); Arzneimittel: „Piramidon“ (Analgetikum/Antipyretikum), „Alifie vietnameză“ (vietnamesische Vaseline aus Kampfer, Menthol und Eukalyptusöl zur Schmerzlinderung); zahlreiche Zigarettensorten: „Carpaţi“, „Bucegi“, „Rarău“ (rumänische Gebirgsnamen), „Mărăşeşti“, „Snagov“, „Sinaia“, „Drobeta“, „Bucureşti“ (rumänische Ortsnamen), „Dacia“ (Landesname aus dem Altertum, das sich weitgehend auf dem Territorium des heutigen Rumäniens erstreckte), „Bucium“ (Alpenhorn), „Marinar“ (Seemann), „Amiral“ (Admiral), „Golf“, „Litoral“ (Küste), „Timiş“ (Name eines Verwaltungskreises in Westrumänien), „Naţionale“ (national), „Select“ (auserlesen), „Stadion“, „Top“ (Hitparade); Fahrzeuge: das Kinderfahrrad „Pionier“ (Wegbereiter, Bahnbrecher), das Kinder- und Damenfahrrad „Pegas“ (in der griechischen Mythologie das beflügelte Pferd Pegasus, ein Sohn des Pferdegottes Poseidon), die Fahrräder für Erwachsene „Victoria“ (Sieg), „Tohan“ (nach dem Ortsnamen Tohanu Vechi bei Zărneşti, Kreis Kronstadt/Braşov), „Ucraina“ (Ukraine), die Mopeds „Carpaţi“, „Carpaţi Super“ (Karpatengebirgskette), „Mobra 50“, „Mobra Super“ (rum. motoretă [Moped] + Braşov), der Personenkraftwagen „Oltcit“ (fabriziert von 1981 bis 1995 in Craiova, der Hauptstadt des Verwaltungskreises Olt), der Geländewagen „ARO“ (hergestellt von 1957 bis 2003 in Câmpung-Muşcel, Kreis Argeş), der Kleinwagen für die Stadt „Lăstun“ (Mauer- oder Hausschwalbe, gebaut von 1988 bis 1991 in Temeswar/Timişoara); Presseerzeugnisse: die Zeitungen „Scânteia“ (Funke),„Tineretul Liber“ (Freie Jugend) und „Neuer Weg“, die Zeitschriften „Flacăra“ (Flamme), „Cinema“ (Kino), die Kinderzeitschriften „Luminiţa“ (Lichtlein), „Arici Pogonici“ (Igel); Schreibwaren und Spielsachen: der Füllhalter „Flaro“, das Geschicklichkeitsspiel „Maroco“ (Mikado).

„Alendelon“ – ein in Rumänien nach dem französischen Schauspieler Alain Delon benannter Pelzmantel.

Unter den offiziellen Bekleidungsnamen erwähne ich die ADESGO-Strümpfe, die nach der gleichnamigen Strumpf- und Wäschefabrik in Bukarest benannt wurden.

Zu den nichtoffiziellen Warennamen vor der Wende zählen der Schafspelzmantel für Damen und Herren „Alendelon“ (benannt nach dem französischen Schauspieler Alain Delon, der angeblich solche Wintermäntel trug) sowie der Ersatzkaffee „Nechezol“ (aus Hafer und Kichererbsen, eine ironisch-künstliche Wortbildung aus der Verbwurzel nechez (rum. a *neche*za [wiehern] + Suffix *-ol*, das sich auf Substanzen bezieht); „Fraţii Petreuş“ (ironische Bezeichnung zweier eingefrorener Hähnchen, die so nach den beiden Volksmusikinterpreten aus der Maramuresch Ştefan und Ion Petreuş benannt wurden) und „Adidaşi“ (Bezeichnung für Schweinefüße, die eine ironische Anspielung auf die Markensportschuhe Adidas waren).

Nach dem Neckermann-Katalog, der die Kunden in Deutschland nicht nur über die Konsumgüter des Neckermann-Unternehmens, sondern auch über die neueste Mode informierte, entstand in Rumänien der Ausdruck „Ca-n Neckermann!“ als Folge der Tatsache, dass viele Neckermann-Kataloge von deutschen (Heimweh-)

„Arici Pogonici“ war eine Kinderzeitschrift, die zwischen 1957 und 1980 erschien.

Touristen in den 1970er und 1980er Jahren als Mitbringsel verschenkt wurden. „A fi îmbrăcat ca-n Neckermann“ bedeutete erstens, modische Kleidung aus Westdeutschland zu tragen, oder zweitens, nach dem

Seit gut 50 Jahren wird in rumänischen Haushalten mit „Dero“ gewaschen.

neuesten Stand der Mode gekleidet zu sein. Der Name Neckermann konnte sich auch auf Inneneinrichtungen beziehen: „Arată ca-n Neckermann!“ war und stellt heute noch einen superlativen Ausdruck dar, für eine nach dem letzten Stand des Wohndesigns eingerichtete Wohnung oder ein eingerichtetes Haus.

Wenn Warennamen motiviert sind, beziehen sie sich auf eine Eigenschaft des Produkts, wobei das der Grund oder die Motivation für die Benennung ist. Um ihrer unterscheidenden Funktion gerecht zu werden, sind die genannten Warennamen gebildet worden nach Personennamen: „Ileana“, „Alendelon“, „Neckermann“, „Fraţii Petreuş“; nach geografischen Namen von Bergen, Orten, Gebieten, Ländern: „Carpaţi“, „Bucegi“, „Rarău“, „Haţegana“; „Azuga“, „Mărăşeşti“, „Sinaia“, „Drobeta“, „Bucureşti“, „Tohan“, „Işlăr“; „Timiş“; „Dacia“, „Ucraina“, „Maroco“; nach dem Zweck oder der Wirkung: „Albalux“, „Ideal“, „Perlan Alb“, „Cristal“, „Farmec“; nach dem Adressat: „Tineretul Liber“, „Pionier“; nach der Herkunft: „Alifie Vietnameză“, „Ucraina“; nach dem Aussehen: „Pitic“, „Cheia“, „Kranţ“, „cocoşei“; nach der Qualität und Exklusivität: „Ambasador“, „Marinar“, „Amiral“, „Select“, „Top“, „Litoral“, „Golf“; nach Tier- und Pflanzennamen: „Fram“, „Lăstun“, „Arici Pogonici“, „Urzica“, „Cicoare“, „Zmeurată“, „Lămâiţa“; nachBlasinstrumenten: „Bucium“; nach literarischen bzw. mythologischen Gestalten: „Fram“, „Pegas“; nach Firmennamen: „Flaro“, „ADESGO“; nach Verben: „Nechezol“, „Bem-Bem“; nach kommunistischen Symbolen und Idealen: „Naţionale“, „Victoria“, „Scânteia“, „Neuer Weg“, „Flacăra“.

Ihrer Form nach sind fast alle genannten Warennamen *Übernahmen*, da sie aus existierenden Eigen- und Gattungsnamen gebildet sind, die auf bestimmte Waren übertragen wurden, um ihnen Transparenz zu verleihen. Unter den Warennamen vor 1990 finden sich einige, die weniger transparent sind, da sie als *Konzeptformen*, d.h. durch Silben- oder Akronymbildungen zustande gekommen sind: „Mobra“ (rum. *mo*toreta + *Bra*şov), „Oltcit“ (rum. Kreis *Olt* + franz. Autofirma *Cit*roën), „Flaro“ (rum. Firmenname *Fla*căra *Ro*şie aus Hermannstadt/Sibiu), „Perlan Alb“ (rum. *perl*e + Suffix *-an*), „Dero Automatic“ (rum. *de*tergent *ro*mânesc); „ARO“ (Akronym aus rum. *A*uto *Ro*mânia). Zu den seltenen *Kunstwörtern*, die Phonemkombinationen mit euphonischer Wirkung, aber semantisch leer sind, würde ich in diesem Zusammenhang, die nichtalkoholischen Getränkenamen „Brifcor“ und „CiCo“ zählen.

Als offenste und innovativste Namenklasse sind Warennamen präzise Messer sozialer, politischer, wirtschaftlicher und kultureller Umfelder. Sie sind besonders zahlreich und gewissen Fluktuationen unterworfen, da sie stets neuen Ansprüchen gerecht werden müssen, folglich auch relativ instabil sind. Warennamen kommen und vergehen.

Rumänische Warennamen vor 1990 sind einprägsam, nicht zu lang, einfach gebildet, positiv konnotiert, transparent und enthalten fast nur rumänische Elemente. Nach der politischen Wende wurden ein Großteil der Waren und ihre Namen im Sinne der Globalisierung, aber auch aufgrund eines massiven Nachholbedarfs, durch neue und fremde abgelöst, die den Produkten und ihren Namen Prestige und einen Touch Modernität bzw. Fortschrittlichkeit verleihen sollen. Dazu vergleiche man die Markennamen „Coca-Cola“, „Fanta“, „Sprite“, „Milka“, „Kinder“, „Schogetten“, „Jacobs“,

Der Geländewagen „ARO 240“ auf einer rumänischen Briefmarke von 1975.

„Doncafe“, „Lavazza“, „Becks“, „Tuborg“, „Stella Artois“, „Marlboro“, „L&M“, „Pall Mall“, „Ariel“, „Persil“, „OMO“, „Whirlpool“, „Bosch“, „Electrolux“, „Indesit“, „Zanussi“, „VW“, „Renault“, „Ford“, „Audi“, „Skoda“, „Toyota“. Doch bleibt die meistverkaufte Automarke in Rumänien, der „Dacia“, ein Markenname, der sich bis heute bewahrt und bewährt hat.

Dr. Adina-Lucia Nistor ist Dozentin an der Alexandru Ioan Cuza-Universität Jassy/Iaşi.

Rocker im spätsozialistischen Rumänien – eine hybride Subkultur

Breaking The Law?!

Von Andra Cioltan-Drăghiciu

Die rumänische Volkszählung aus dem Jahr 2011 belegt, dass die Altersgruppe der 40- bis 64- Jährigen die größte in Rumänien ist – die gesellschaftstragende also und, wie sich bei den Präsidentschaftswahlen gezeigt hat, auch die politisch aktivste. Es handelt sich dabei um solche Staatsbürger, die zwischen 1974 und 1989 Jugendliche waren, sich also im Alter von 14 bis 30 Jahren befanden. Ein Teil dieser ehemaligen Jungen und Mädchen hatte sich Ende der 1970er und in den 1980er Jahren dem Rock in all seinen Formen verschrieben, die Musik zum Zentrum ihres Lebens gemacht und als Mittel des Eigensinns gewählt.

Als junger Parteiaktivist übernahm Nicolae Ceaușescu das Amt des Generalsekretärs des Zentralkommitees der Rumänischen Kommunistischen Partei im Jahr 1965 und verabschiedete eine neue Verfassung. In der Auslandspolitik profilierte sich Ceaușescu als Rebell im Ostblock, indem Rumänien diplomatische Beziehungen zur Bundesrepublik aufnahm, gute Beziehungen zu den USA, aber auch zu China pflegte und sich 1968 gegen den Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts in die Tschechoslowakei positionierte. Um diese Politik aufrechtzuerhalten, brauchte die neue Regierung die Unterstützung der Bevölkerung, sodass sie das Land westlichen Einflüssen vor allem im Bereich der Kultur öffnete.

Die relative Öffnung zum westlichen Ausland hin hatte zur Folge, dass die Jugendlichen in Rumänien in Kontakt mit der Beatkultur kommen konnten. Zu dieser Zeit entstanden Bands, die heute zu Klassikern der rumänischen Musikszene gelten und den Look bzw. das Repertoire westlicher Bands wie den Beatles übernahmen und die deren Lieder ins Rumänische übersetzten sowie versuchten, sich wie diese zu stilisieren.

Nicolae Ceaușescu (re) nach der Wahl zum ersten Präsidenten der Sozialistischen Republik Rumänien am 29. April 1974 mit dem für ihn entworfenen präsidialen Zepter.
Quelle: Fototeca online a comunismului românesc, cota 1/1974

Das Ende des ideologischen Tauwetters wurde 1971 eingeleitet, als Ceaușescu eine Rede hielt, in der er die Julithesen darlegte. Es handelte sich um 17 Vorschläge im Bereich der Kultur und Bildung, in denen sich der Parteichef gegen die Übersetzung ausländischer, „bürgerlicher" Werke aussprach und die Säuberung der Spielpläne von Kinos und Theatern forderte. Kunst und Literatur sollten von nun an der Partei dienen und sowohl den Marxismus wie auch die Tradition des rumänischen Volkes wiedergeben. Diese Thesen wirkten sich auf die Jugendkultur besonders stark aus, da die einheimischen Bands als Vermittler zwischen dem rumänischen Publikum und der westlichen Musikszene gewirkt hatten und sich jetzt nicht mehr an ausländischen Vorbildern orientieren durften.

Auch die politische Lage änderte sich, indem Ceaușescu 1974 vom Parlament zum ersten Präsidenten der Sozialistischen Republik Rumänien gewählt wurde. Als Oberster Parteisekretär, Oberbefehlshaber der Armee und Repräsentant des Staates im Ausland konzentrierte er einen Großteil der Macht bei sich und seinen Vertrauensleuten, die er in die wichtigsten Ämter beförderte. Der Personenkult nahm ebenfalls gewaltige Ausmaße an, sodass die Forschung ab diesem Zeitpunkt von der Diktatur Ceaușescus spricht.

Diesen Einschnitt betrachte ich als den Beginn des Spätsozialismus in Rumänien nicht nur wegen der ideologischen, politischen und wirtschaftlichen Veränderungen, sondern vor allem wegen der Etablierung einer Jugendkultur, die sich sowohl von den Jugendkulturen in den anderen Volksdemokratien bzw. im Westen als auch von der rumänischen Jugendkultur der 1960er Generation unterschied.

Der rumänische Spätsozialismus war vom sozialistischen Patriotismus geprägt, einer hybriden Ideologie, die den Nationalismus mit dem Marxismus verband und durch den *Protochronismus* zu seinem Höhepunkt gebracht wurde. Die mythologische, 2.000-jährige Kontinuität des rumänischen Volkes, der Dakerkult und die Darstellung Ceaueșcus als Held der rumänischen Nation riefen entsprechende kulturelle Phänomene ins Leben, wie das nationale Wettbewerbfestival „Cântarea României" („Preis Dir, Rumänien") oder „Cenaclul Flacăra" (Literaturzirkel „Die Flamme").

Auf wirtschaflicher Ebene war Rumänien von der internationalen Krise der 1970er Jahre betroffen, und die Entscheidung der Partei, ab 1982 die gesamten Auslandsschulden zu zahlen, führte zu einer raschen Senkung des Lebensstandards. Auf dem Markt gab es keine Nahrungsmittel, Konsumgüter waren selten und durch Beziehungen mit dem Verkaufspersonal oder auf dem Schwarzmarkt zu erwerben; in den Wohnungen herrschte

Dunkelheit und Kälte. Darüber hinaus sorgten das Abtreibungsverbot (1966) bzw. das Fehlen von Empfängnisverhütungsmitteln und die Tabuisierung der Sexualität für problematische Beziehugen zwischen unverheirateten jungen Menschen, aber auch für illegale Abtreibungen und daraus resultierende Komplikationen.

Nichtsdestotrotz wuchs in dieser Zeit eine Generation von Jugendlichen auf, die 1989 in großer Zahl für Freiheit protestierte, manche mit dem Preis des eigenen Lebens. Die Proteste waren möglich, weil die Jugendlichen im rumänischen Spätsozialismus trotz der prekären Versorgungslage und den ideologischen Einschränkungen Kontakte zum Ausland pflegen konnten, die teilweise vom Regime selbst ermöglicht wurden.

Die Deutsch- und Ungarischsprachigen hatten Verwandte im Westen bzw. in der sogenannten *fröhlichsten Baracke* des Sozialismus. Durch die Tatsache, dass sie Deutsch bzw. Ungarisch sprachen, hatten sie Zugang zu alternativen Informationen aus ausländischen Medien und somit die Möglichkeit, sich ein differenzierteres Bild über die Außenwelt zu verschaffen. In den siebenbürgischen Ortschaften spielten diese die Rolle der Vermittler westlicher Konsumkultur, indem sie die Konsumgüter und Informationen mit den rumänischen Kollegen und Freunden teilten.

Elemente der westlichen Kultur drangen nach Rumänien auch durch internationale Radiosender wie „BBC“, „VOA“, „Radio Luxemburg“, vor allem aber durch „Radio Free Europe“ (RFE). Die rumänische Abteilung dieses amerikanischen Senders bot ein volles Programm in rumänischer Sprache an, sodass dieser Sender in Rumänien allmählich zur wichtigsten Informationsquelle sowohl für Erwachsene als auch für Jugendliche wurde.

Die Anwesenheit ausländischer Gastprofessoren und Studierender aus Afrika, dem Nahen Osten und Südamerika, aber ebenfalls aus Griechenland, der Bundesrepublik und den USA war eine zusätzliche Möglichkeit für einheimische Jugendliche, an Konsumgüter und Information aus dem Westen heranzukommen. In Bukarest bestand zusätzlich die Möglichkeit, ausländische Bibliotheken, wie z.B. die französische und die amerikanische, zu besuchen.

Ein weiterer Treffpunkt der rumänischen Jugendlichen mit der westlichen Massenkultur waren die Ferienorte am Schwarzen Meer, wo ausländische Touristen in großer Zahl anzutreffen waren. Dort gab es FFK-Strände und es wurde Joga praktiziert, die Jugendlichen tanzten zu ausländischer Musik in den Diskotheken und tranken das amerikanische Getränk „Pepsi“.

All diese Elemente trugen dazu bei, dass sich im spätsozialistischen Rumänien eine Jugendsubkultur in Bezug auf Rockmusik bilden konnte, die aber nicht auf einen einzigen Stil ausgerichtet war, wie z.B. Hippie oder Punk, sondern alle Richtungen des Rocks hörte und Unterhaltungsmusik, vor allem Disko, verachtete. Aus den Akten der Geheimpolizei, den Zeitzeugeninterviews, den Briefen von Jugendlichen an RFE und der rumänischen sozialistischen Presse kristallisiert sich eine Gruppe heraus, die die Musiksendung „Metronom“ bei RFE hörte und wie eine *imagined community* im Sinne Benedict Andersons wirkte.

Die Sendung „Metronom“ war von Cornel Chiriac, dem *Guru* der rumänischen Beatgeneration, im nationalen Radio ins Leben gerufen worden. Chiriac spielte Beatles, Janis Joplin und Jimi Hendrix, doch seine Sendung wurde eingestellt, nachdem er als Folge des Einmarsches der Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei das Lied der Beatles „Back in the USSR“ spielte. Daraufhin entschied der Musikproduzent, das Land zu verlassen.

Im Jahre 1962 wurde in Temeswar/Timişoara die Rockband „Phoenix“ gegründet. Anfang der 1970er Jahre zählten zu den Bandmitgliedern (v.l.n.r.) Nicolae Covaci, Valeriu Sepi, Mircea Baniciu, Josef Kappl und Costin Petrescu. Foto: MAGICSIGN1947 / CC BY-SA 4.0

In München begann Chiriac für die rumänische Abteilung des RFE zu arbeiten, wo er seine Sendung für alternative Musik, Jazz, Rock und Psychadelic, unter demselben Namen fortsetzte. Chiriac war sehr beliebt bei den rumänischen Jugendlichen – diese hörten seine Sendung regelmäßig und schrieben ihm Briefe. 1975 wurde er in München von einem deutschen Staatsbürger überfallen und erstochen. „Metronom“ lief weiter mit einem neuen Produzenten, Radu Teodor, der den rumänischen Jugendlichen die Entwicklungen der internationalen Rockszene von Hard Rock bis Punk und Heavy Metal präsentierte.

Die Hörer dieser Musiksendung nannten sich selber „metronomiști“ und „metaliști“ (Metalfans), sie hörten die Sendung regelmäßig und schickten dem Produzenten Briefe mit Widmungen, sodass sie eine *imagined community* bildeten und im Sinne Mike Fenemores als Rocker bezeichnet werden können.

Benedict Anderson definiert eine *imagined community* als ein imaginäres Gebilde von Menschen, die einander nie treffen können, aber eine Vorstellung von ihrer Verbundenheit teilen. Die Gemeinschaft basiert auf einem bestimmten Stil, der sie von anderen unterscheidet, im Fall der Rocker auf der spezifischen Musik und der damit verbundenen Mode. Um von der Außenwelt als solche rezipiert zu werden, braucht die Gemeinschaft positive und negative Bezugpunkte, die ihre Identität formen. Für diese Jugendliche waren die positiven Identifikationspersonen die Rockbands und die ausländischen

Stars, deren Namen sie als Pseudonyme in ihren Briefen benutzten und deren Stil sie zu imitieren versuchten. Als negative Bezüge galten einerseits die Elterngeneration und die Behörden, andererseits die Jugendlichen, die „schlechte“ Musik hörten. In ihren Briefen schrieben Rocker über „Discodreck“ und widmeten Musik denen, die „Disco hassten und Rock liebten“.

Die Tatsache, dass Jugendliche unabhängig von einander eine bestimmte Tätigkeit zur gleichen Zeit ausführten, ein weiteres Element einer imaginierten Gemeinschaft, war bei den Rockern mehrfach gegeben: Sie hörten dieselbe Musik, die gleichen Bands, kleideten sich im selben Stil und teilten somit ähnliche Erfahrungen mit Eltern und Behörden, und sie hörten eine bestimmte Sendung zur selben Zeit. Die Rocknummern, die sie einander widmeten, waren oft suggestiv und hatten die Funktion, ihre Stimmung im sozialistischen Alltag wiederzugeben, die meistens durch Bitternis und Frust charakterisiert war, was sie durch Lieder wie „I Want to Break Free“, „The Wall“, „Life after Death“ oder „The Prisoner“ äußerten.

Wie die Rocker im Westen erhoben diese Jugendlichen den Anspruch auf Authentizität und Ehrlichkeit durch systemkritische Texte und eine bestimmte äußere Erscheinung. Für sie war Rockmusik, im Gegensatz zu den anderen Stilrichtungen, gute Musik und sie hatten generell eine starke Neigung, selbst Musik zu machen. Aus den Briefen kann man ebenfalls herauslesen, dass die Rocker der Elterngeneration und dem System kritischer gegenüberstanden als solche Jugendliche, die Unterhaltungsmusik hörten. Zudem sahen sie die Musik als Hauptbeschäftigung. Sie hörten die Musiksendungen regelmäßig, nahmen Lieder auf, suchten Zeitschriften, Alben, Poster und tauschten Eindrücke unter sich aus.

Manche spielten selber ein Instrument oder waren in einer Amateurband aktiv, schrieben Briefe an „Metronom“ und suchten nach Wegen, diese Briefe ins Ausland zu verschicken. Im Unterschied zu der rumänischen Beatgeneration, die von professionellen Bands und ihren Entouragen, also von einer Elite getragen worden war, kann die Subkultur der Rocker als eine Kultur der Amateure bezeichnet werden, die ihre Zeit und ihre Ressourcen in die Musik investierten als *escape*, also als Flucht aus dem sozialistischen Alltag.

Der von Adrian Păunescu 1973 gegründete Cenaclul „Flacăra“ war eine kulturelle Veranstaltung, bei der vorwiegend patriotisch-nationalistische Literatur und Musik dargeboten wurde.
Quelle: Moldauische Post

Während sich im Westen und sogar in den anderen europäischen Volksdemokratien wie Ungarn, Polen, der DDR und Bulgarien Gruppen von Punks und Heavy-Metal-Fans bildeten, die in der Öffentlichkeit als solche erkennbar waren, hielt sich in Rumänien dieses Phänomen in Maßen. Die konservative Gesellschaft und der starke ideologische Druck sowie der Mangel an Konsumgütern erschwerten die Bildung von spezifischen Subkulturen in Rumänien. Darüber hinaus durften sich diese im Alltag nicht als solche stilisieren, weil in der Schule Uniformpflicht bestand bzw. an der Universität oder am Arbeitsplatz ein bestimmtes Auftreten verlangt wurde. Solche, die gegen die erwarteten Dresscodes verstießen, wurden von der Schule verwiesen oder zum Friseur geschickt. Nichtdestotrotz gab es Freiräume, wo die Jugendlichen selbstbemalte Kleider mit den Insignien der Subkultur bzw. spezifische Accessoires tragen konnten.

Der Literaturzirkel „Die Flamme“ repräsentierte einen solchen Freiraum. Geleitet von Adrian Păunescu, dem sogenannten Hofdichter Ceaușescus und eifrigem Befürworter des Protochronimsus, wurde der Zirkel 1973 gegründet, der bis zu seiner Auflösung 1985 ein Massenphänomen der rumänischen Jugendkultur darstellte. Păunescu erkannte das Bedürfnis der Jugendlichen für einen Raum, in dem sie ihre Energie sowie ihre positiven und negativen Gefühle ausleben konnten. Er meinte, dass man Kultur für die Jugend machen müsse, damit diese nicht gezwungen würden, die Massenkultur aus dem Westen zu übernehmen. In den Shows des Zirkels gelang es ihm, die nationalistische Ideologie der Partei in ein Woodstockformat zu verpacken, was bei den Jugendlichen so gut ankam, dass Păunescu zu einem Rockstar wurde.

Neben nationalistischen Gedichten und Volksliedern spielten die Künstler des Zirkels Folk und Rock, trugen längere Haare und Jeans, gaben Jugendlichen also den Eindruck von Freiheit in einem kontrollierten Rahmen. An diesen Veranstaltungen nahmen auch Rocker teil, und hier konnten sie sich nach Belieben kleiden, nicht aber ohne die Aufmerksamkeit der Securitate auf sich zu ziehen.

Die Rocker in Rumänien waren eine hybride Subkultur. Unter den materiellen, ideologischen, kulturellen und sozialen Bedingungen des Spätsozialismus war es schwierig, einer einzigen Subkultur anzugehören, weil dafür die Information, die Konsumgüter und der Freiraum fehlten. Die Jugendlichen, die harte Musik, Rockmusik, hörten, kombinierten also die Genres und hörten sowohl Soft und Hard Rock als auch Punk und Heavy Metal, sie widmeten ihre Freizeit der Musik und gingen 1989 auf die Straße, um gegen die Abwesenheit musikalischer Freiheit zu protestieren.

Dr. Andra Cioltan-Drăghiciu ist Universitätsassistentin am Institut für Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz, wo sie zu den Themen Jugendkulturen hinter dem Eisernen Vorhang, Oral History und Erinnerungskultur forscht. Ihre Monographie „‚Gut gekämmt ist halb gestutzt.‘ Jugendliche im sozialistischen Rumänien“ ist 2019 im LIT Verlag erschienen.

Normvorstellungen bei den Siebenbürger Sachsen aus der Sicht der Trauerkultur

„Schlicht und einfach war dein Leben“

Von Cristina Mihail

Wenngleich Todesanzeigen Einstellungen zum Tod vermitteln, verweisen sie jedoch auch auf Lebensgrundsätze, die für den Verstorbenen und sein Umfeld wegweisend waren. Die rumänischsprechenden Landsleute waren weniger mit den Vorstellungen der Siebenbürger Sachsen vom Tod vertraut, wohl aber gut mit deren Normvorstellungen zum Leben. Diese Normvorstellungen waren es, die der deutschen Minderheit in Rumänien die Hochachtung der andersnationalen Bürger einbrachten. Zwar sind viele Jahre seit der letzten großen Auswanderungswelle 1990 vergangen, die Wehmut beiderseits ausgelöst hat – bei den Rumänen war es der Verlust vorbildhafter Mitbürger, bei den Sachsen die Entwurzelung und der Anpassungsdrang in der neuen Heimat –, man kann aber noch immer in der „Siebenbürgischen Zeitung“ (SbZ) die Sehnsucht nach der alten Heimat und die Normvorstellungen erkennen, nach denen sich dieses Volk *über Jahrhunderte hindurch* gerichtet hat. Was sagen die in der „Siebenbürgischen Zeitung“ veröffentlichen Todesanzeigen über dieses Volk aus?

Todesanzeigen – krümelhafte Einblicke in das Leben.
Foto: Cristina Mihail

Die optische Gestaltung der Todesanzeigen ist kaum auffallend. Sie lädt eher zur Auslotung der sprachlichen Komponente ein: „Schlicht und einfach war dein Leben“, so ist auch die Todesanzeige. Das schlichte und redaktionell streng normierte Format der Anzeigen, das auf Bilder der Verstorbenen bewusst verzichtet, jedoch symbolische visuelle Mittel wie Rosen, gebrochene Ähren, Kreuz etc. einsetzt, verdeutlicht zusammen mit dem Anzeigentext eine den Sachsen eigene Weltanschauung, in der Schlichtheit, Einfachheit, Bescheidenheit bestimmend waren. Allein die Variationen von Schriftgröße, Fettdruck und Leerzeilen werden zwecks Aufmerksamkeitsgewinnung eingesetzt. Man soll mit Wenigem gut auskommen und die Lebensgestaltung exemplarisch meistern. Respekt vor dem/der Verstorbenen, Selbstlosigkeit, Tugenden oder sonstige Wertschätzungsausdrücke sollen nicht ins Auge stechen, sondern mittels Worte das Herz berühren.

Die meisten Verstorbenen aus den Anzeigen in der „Siebenbürgischen Zeitung“ sind Senioren, davon sehr viele in hohem Alter. Zur Idealvorstellung eines guten Lebens gehört auch die Vorstellung eines sanften Entschlafens im liebevollen Familienkreis, „nach einem erfüllten Leben“ wenn auch einige vorausgehende Jahre von manchen „Beschwernissen des Alters“ begleitet waren. Dem Tod wird – wie dem Leben – mit Würde und Gefasstheit entgegengeschaut, die Trauernden werden durch ihn nicht in Fassungslosigkeit oder Verzweiflung gebracht: „Still und leise unsere Tränen fließen.“ Dem Leben des Verstorbenen wird „in stiller Trauer“ oder „in Liebe und Dankbarkeit“ gedacht.

Die Verstorbenen werden aus der Sicht moralischer Haltungen – „seine unaufdringliche Intelligenz“, „eine Frohnatur, stets großherzig und selbstvergessen“, „unsere liebe Ute, die Gute“, „seine Menschlichkeit, die dieser bescheidene Mensch so selbstverständlich ausgelebt hat“ – und nicht immer nur von ihrer besten Seite dargestellt. Wenn auch die Faustregel befolgt wird, *de mortuis nihil nisi bene*, so werden Schattenseiten des Daseins dennoch nicht vertuscht: „Du musst im Leben viel ertragen, / hast viel gelitten, ohne zu klagen.“; „Sie hat seit ihrer Jugend gegen die Folgen ihrer Erbkrankeit gekämpft. Auch sonst brachte ihr das Leben viele Rückschläge. Mit ihrem Mut und ihrer Disziplin hat sie ihr Dasein hingemeistert. Ihre Freude waren ihre Kinder und Enkelkinder.“

„Die Kirche ist die Leiter zum Himmel“ – Motto über dem Eingangstor zur evangelischen Kirche in Neustadt/Cristian im Kreis Kronstadt/Braşov. *Foto: Cristina Mihail*

Familienprobleme, Ehekrisen, Widerwärtigkeiten oder sonstige Schwierigkeiten können herausgelesen werden, allerdings aber nicht aus (selbst)mitleidenden Aussagen,

Die „Siebenbürgische Zeitung. Zeitung der Gemeinschaften der Siebenbürger Sachsen“ (SbZ) erscheint 20-mal im Jahr und wird vom Verband der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e.V. in München herausgegeben. Die SbZ bietet nicht nur regelmäßige Informationen für die Sachsen, sondern sie ist auch eine wertvolle Quelle interessanter Erkenntnisse über Mentalitäten, Weltanschauungen, Normvorstellungen der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaften.
Foto: Cristina Mihail

noch aus rachesüchtigen Anklagen. Die Probleme im Alltag wurden mit Mut und Disziplin gemeistert.

Es sind einerseits die Dankbarkeit, die Zufriedenheit, der unermüdliche Fleiß, die Selbstlosigkeit und fürsorgliche Liebe, die Beharrlichkeit und die Ausdauer, die das schwere Leben überhaupt erträglicher machen, und schließlich Anerkennung und Wertschätzung einbrachten: „Was du im Leben hast gegeben, / dafür ist jeder Dank zu klein. / Du hast gesorgt für deine Lieben / von früh bis spät, tagaus, tagein. / Du warst im Leben so bescheiden, / viel Müh und Arbeit kanntest du, / mit allem warst du stets zufrieden / nun schlafe sanft in ewiger Ruh.“ Der Familienzusammenhalt, das soziale Leben, das gute Zusammenleben andererseits sind es, worin die Gemeinschaftsglieder den Sinn und die Freude des Lebens sehen: „Nicht die Freude, nicht das Leiden / stellt den Wert des Menschen dar; / immer wird nur das entscheiden, / was der Mensch den Menschen war.“; „Das Schönste, was ein Mensch hinterlassen kann, ist ein Lächeln im Gesicht derjenigen, die an ihn denken.“ Der Mensch ist, bis auf den Todesaugenblick, ein Gemeinschaftswesen: „Unser Leben ist ein Vogelflug. Meistens fliegen wir in Gruppen, mit etwas Glück auch lange zu zweit. Nur auf unserem letzten Flug sind wir alleine.“

In den Anzeigen der Siebenbürger Sachsen zeichnet sich ein traditionelles Rollenverständnis ab: Der Vater ist der, der das Leben möglich macht, die Mutter jene, die es schön macht. Die Mutter ist jedoch nicht ausschließlich haustätig: „Ihr ganzes Leben hat sie ihrer Familie und ihren Kindern gewidmet. Ihrem Beruf als Lehrerin ging sie vierzig Jahre lang gewissenhaft und gründlich nach. Alle haben ihre freundliche und feine Art geliebt. Wir werden ihre selbstlose Liebe und die Erinnerung an sie mit großer Dankbarkeit in unseren Herzen bewahren.“; „Wir werden ihre Kraft, ihre Tapferkeit und ihre liebevolle Anteilnahme an unserem Leben sehr vermissen.“ Jedoch wird offen gestanden, dass die Mutter der Familie Geborgenheit und Sicherheit spendet: „Wir trauern um unser Familienoberhaupt.“ Väter werden meist sparsamer charakterisiert, jedoch ebenso vermisst. Sie werden als „fürsorglicher Vater“, „treu sorgender Vater“ beschrieben, mit „weitherziger Menschlichkeit und Verlässlichkeit“ ausgezeichnet.

Selbstlosigkeit und grenzenloser Einsatz für die Familie gehören zur Norm: „In seinen Ansprüchen stets bescheiden, in seiner Fürsorge und Hilfsbereitschaft immer für uns da.“ Ob Gartenarbeit oder Hobel, beide kannten denselben unermüdlichen Fleiß: „nimmermüde Hände“ wirkten ebenso hier, wie dort „von früh bis spät, tagaus, tagein“. „Müh und Arbeit war dein Leben, / treu und fleißig deine Hand.“; „Es ruhn die fleißigen Mutterhände, / die stets gesorgt für unser Wohl, / die tätig waren bis ans Ende, nun ruht ihr Herz, so liebevoll.“ Die Todesruhe ist das Entgelt für ein arbeitsreiches Leben: „Müh‘ und Arbeit war dein Leben, treu und fleißig deine Hand, / Ruhe hat dir Gott gegeben, denn du hast sie nie gekannt.“

Der Tod als Ereignis wird als selbstverständlicher Teil des Lebens vernommen. Wenn auch das „plötzlich und unerwartet“ eintretende Geschehen in vielen Fällen liebevolle Familienbande trennt, stehen Erinnerungen als Ersatzmittel für den Verlust zur Hand, als einziges Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden, wie es in einer Traueranzeige in der „Siebenbürgischen Zeitung“ vom 15. März 2016 heißt. Der Tod wird als „Trennungsstunde“, „Weg ohne Rückkehr“, „letzter Vorhang“ verstanden, dennoch, trotz dessen Plötzlichkeit und Unerwartetheit, nicht fehl am Platz in Gottes Plan: „Die Todesstunde schlug zu früh, doch Gott, der Herr, bestimmte sie.“ Gott wird nicht als ein gefühlloses, unbarmherziges Wesen verstanden, sondern vielmehr als ein gutmütiger, wohlwollender Vater, der seine Kinder liebevoll umsorgt, und beim Eintreten ver-

Wehrkirche von Nußbach/Măieruș.
Foto: Nachbarsziege / CC BY-SA 4.0

mehrter Anzeichen von Altersschwäche zur Ruhe einlädt: „Als Gott sah, dass der Weg zu lang, der Hügel zu steil, und das Atmen zu schwer wurde, legte er den Arm um dich und sprach: ‚Komm heim‘.“ Solch einem Gott unterwirft sich getrost das Herz eines Siebenbürger

Sachsen: „Meine Zeit steht in deinen Händen.“; „Herr, mach’s mit meinem Ende gut.“; „Es ist genug, Herr, so nimm mein Leben hin!“ Unter solchen Umständen wird der Tod eines Menschen als Schlaf umschrieben: „still und gottergeben eingeschlafen“.

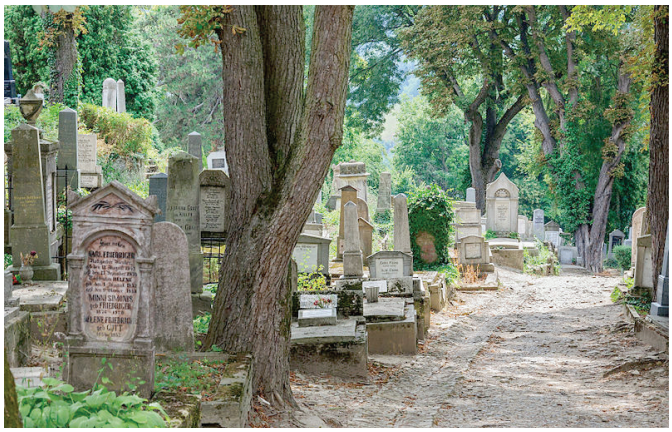
Todesfälle, die der Ausgang aus einer mit Geduld und Würde ertragenen Krankheit sind, werden als Erlösung betrachtet: „nach langer, schwerer und mit Geduld ertragener Krankheit“, „ganz still und leise und ohne ein Wort / gingst du von deinen Lieben fort“. Die Krankheiten an sich werden meist nicht genannt, gelegentlich aber angedeutet durch Ausdrücke wie „heimtückische“, „unheilbare Krankheit“ oder durch die in den Dankesworten genannten Krankenhausstationen, wo die Verstorbenen ärztlich versorgt wurden. Gelegentlich werden auch Spendenwünsche für Organisationen, Vereine oder Selbsthilfegruppen genannt, die den Verstorbenen am Herzen lagen, die der Linderung verschiedener Krankheiten verpflichtet sind, was auch Rückschlüsse auf mögliche Krankheiten des oder der Verstorbenen erlaubt.

Das Trauern um den Verstorbenen geschieht in von der Gemeinschaft genau festgelegten Grenzen, Gefühlsausuferungen, wie man sie aus anderen Kulturkreisen kennt, sind tabu. In stiller Trauer (...) und in Liebe und Dankbarkeit gedenkt man den Verstorbenen und ehrt deren Andenken. „Wir sind traurig“, sagt mehr als erwartet aus.

Man trauert nicht alleine. Das soziale Netz der Hinterbliebenen besteht nicht allein aus den engen Verwandten, sondern auch aus den Freunden und Bekannten, die durch eine stumme Umarmung, durch tröstende Worte, gesprochen oder geschrieben, durch einen Händedruck, wenn die Worte fehlten, durch Blumen, Kränze und Geldgeschenke ihre Liebe und Freundschaft erweisen. Es wird für all das gedankt, ebenso wie für die von den Lesern der Zeitung zugedachte Anteilnahme und für die heimateigenen, trauerbewältigenden Traditionen, die in der alten Heimat, im einstigen Heimatort zu Ehren des/der Verstorbenen durchgeführt werden: „Ein besonderer Dank gilt auch den Menschen, die sich (nach Nußbächer Tradition) bei Glockengeläut auf dem Friedhof in Nußbach [rum. Măieruș] eingefunden haben, um der Toten zu gedenken, für sie zu singen und zu beten.“

Die einstige Heimat, in der die Verstorbenen gelebt haben, wird mittels Straßen- und Institutionsnamen, Traditionen, Lieder, Blaskapellen, Seelsorge (Pfarrernamen) vergegenwärtigt, aus einem tiefen Heimatgebundenheitsgefühl heraus. „Haus Siebenbürgen“ in Drabenderhöhe, „Kronstädter Gasse“, „Hermannstädter Gasse“, „Altes-Land-Straße“ in Wiehl, „Siebenbürgerstraße“ in Traun kommen als Traueradressen in Anzeigen vor und sind Ausdruck eines nicht verdrängten Heimwehgefühls. Es gehört zur Normvorstellung der Siebenbürger, dass die alte Heimat nicht nur unvergessen bleibt, sondern auch geehrt wird und dass ihr geholfen wird. Spendenwünsche für Heimatortgemeinschaften oder Vereine im neuen oder alten Heimatland sprechen auch von der Sehnsucht nach dem Ort, wo man geboren wurde. Daher kommen im Schlussteil der Anzeigen, wo organisatorische Angaben zu finden sind, Hinweise vor, wie z.B.: „Die Trauerfeier fand (...) in Königsbrunn statt. Ihre letzte Ruhe fand sie auf dem Friedhof in Reußen (Siebenbürgen [rum. Ruși]) neben ihrem Mann.“; „Auf ihren Wunsch wird die Urne im Elterngrab in Hermannstadt [rum. Sibiu] beigesetzt.“

Dass mit dem Tod nicht alles endet, versteht die siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaft gut. Daher sind die Ansichten und Einstellungen zum Tod auch genau formuliert: Einige glauben, nach dem Tod im Grab auszuruhen, manche wiederum bei Gott zu sein; andere warten auf den Auferstehungstag, andere auf die ewige Himmelskron oder die zukünftige Stadt. Die Gewissheit darum, dass „doch Einer [ist], / welcher dieses Fallen / unendlich sanft in / seinen Händen hält“, gibt dem Leiden einen Sinn. Oft werden in den Motti Bibeltrostverse zitiert, die Gottes Liebe versichern, oder Gebetsverse („Herr, dein Wille ist geschehen, / gib uns Kraft, es zu verstehen.“), Gedichtverse oder Trostsprüche („Von guten Mächten wunderbar geborgen, / erwarten wir getrost, was kommen mag. / Gott ist mit uns am Abend und am Morgen, / und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“).



Evangelischer Friedhof auf dem Schulberg in Schäßburg/Sighişoara. Foto: Myrabella / Wikimedia Commons

Als entwurzelte Heimatmenschen verstehen die Sachsen nur allzu gut, dass „wir nur Gast auf Erden [sind], und wandern ohne Ruh’/ mit mancherlei Beschwerden der ewigen Heimat zu“. Als Schlussfolgerung am Ende des Lebens wird das Gebet ausgesprochen: „Bring mich, oh, Vater, zur Ruh, / führe der Heimat mich zu, / wo Stürmen und Sorgen / strahlet ein ewiger Morgen / und ich nach Kämpfen und Weh’n / darf deine Herrlichkeit seh’n.“

Die Anzeigen leisten weitaus mehr als nur die Bekanntgabe des Todesfalls. Das Wort wird zum Träger der prägnantesten Gefühle in den schweren Stunden des Abschieds, wobei Werte und Normvorstellungen einer Gemeinschaft – wie im folgenden Motto – unmissverständlich genannt werden: „Was ich getan in meinem Leben, / ich tat es stets für Euch, / was ich gekonnt, hab ich gegeben, / als Dank bleibt einig unter euch.“

Cristina Mihail ist Doktorandin an der Lucian Blaga-Universität Hermannstadt/Sibiu.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e. V., Berlin

Tätigkeitsbericht 2019

Von Hermine-Sofia Untch

Im Laufe des Jahres 2019 fanden vier Vorstandssitzungen der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft statt. Die Mitgliederversammlung wurde am 30. November im Restaurant „Leonhardt“ in Berlin-Charlottenburg durchgeführt. Turnusgemäß standen Wahlen zum Vorstand an. Dr. Gerhard Köpernik, Hermine-Sofia Untch (in Abwesenheit), Tony Krönert, Dr. Raluca Fritzsch, Christof Kaiser, Mona Vintilă, Dr. Natalia Toma und Wilfried Lohre wurden in ihren alten Funktionen wiedergewählt. Neu in den Vorstand gewählt wurde Janka Vogel.

Der neue DRG-Vorstand (v. l. n. r.): Christof Kaiser, Dr. Raluca Fritzsch, Dr. Gerhard Köpernik (Präsident), Dr. Natalia Toma, Wilfried Lohre, Janka Vogel, Tony Krönert (Schatzmeister), Mona Vintilă (Schriftführerin); nicht auf dem Foto: Hermine-Sofia Untch (Vizepräsidentin). Foto: Sebastian Balta

Im Anschluss an den offiziellen Teil berichtete Christof Kaiser über das Programm der geplanten Studienreise 2020 nach Nordsiebenbürgen und in das Szeklerland.

Im Berichtsjahr 2019 waren folgende Arbeitsbereiche der DRG fortgeführt worden:

Homepage, Facebook, Mediascreening

Natalia Toma pflegte regelmäßig die Internetseite der DRG und ergänzte aktuelle Informationen zu den Veranstaltungen der Gesellschaft.

Die DRG-Facebookseite betreute wieder Tony Krönert. Verantwortlich für den Newsletter „Mediascreening Rumänien“ war Raluca Fritzsch.

Deutsch-Rumänische Hefte

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) erscheinen seit 1998. Seit 2011 gibt Dr. Josef Sallanz die Zeitschrift für die DRG heraus. Das Lektorat übernahmen im Berichtsjahr 2019 Jan-Peter Abraham, Jörn Henrik Kopfmann, Marianne Theil und Illa Weber-Huth. Für den Satz der DRH war Brigitta-Ulrike Goelsdorf verantwortlich.

Jour fixe

Im Berichtsjahr wurden insgesamt acht Jour fixe durchgeführt.

Januar: „Rumäniens EU-Ratspräsidentschaft in bewegten Zeiten: Große Herausforderungen, hausgemachte Probleme“. Stephan Meuser, Leiter des Büros der Friedrich-Ebert-Stiftung Bukarest, referierte über die vielfältigen Themen und Herausforderungen, denen sich Rumänien bei der erstmaligen Übernahme der Ratspräsidentschaft stellen musste.

Februar: „Wirtschaftspartner Rumänien – Armenhaus oder Wachstumsmarkt?“ Helge Tolksdorf, Leiter des Referats „EU-Erweiterung, Südosteuropa und Türkei“ im Bundesministerium für Wirtschaft und Energie berichtete über die wirtschaftliche Lage Rumäniens und seine Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland.

März: „Die Unerwünschten – zur sozialen Lage prekär lebender RumänInnen in Berlin“. Cătălin Buzoianu, Sozialberater bei Kulturen im Kiez e. V. Berlin, stellte die durch sozialrechtliche Exklusion, ausbeuterische Arbeitsverhältnisse und angespannte Wohnsituation geprägte Lebensrealität von Rumäninnen und Rumänen in Berlin dar.

Die rumänisch-orthodoxe Kirche Heilige Erzengel Michael und Gabriel befindet sich in der Heerstraße, Ecke Ortelsburger Allee, im Ortsteil Westend des Berliner Bezirks Charlottenburg-Wilmersdorf. Foto: Fridolin Freudenfett / CC BY-SA 4.0

In Bukarest treffen wir auf zahlreiche Bauten, die die Formensprache der Bauhausarchitektur zeigen. Leider befinden sich viele der Gebäude in einem schlechten baulichen Zustand. Foto: Josef Sallanz

Mai: „Rumänien – ein faszinierendes Land“. Die Medien- und Kommunikationsexpertin Aline Kuley stellte ihren für SAT 1 produzierten Dokumentarfilm vor, in dem sie uns in das Salzbergwerk bei Thorenburg/Turda führte, uns einen Bärenpark, Bukarest, die Wassertalbahn, Kronstadt/Braşov und Deutsch-Weißkirch/Viscri zeigte und uns darüber hinaus die wunderschöne Landschaft des Bugecigebirgs näher brachte.

September: „Rumänien vor den Präsidentschaftswahlen“. Raimar Wagner, Projektkoordinator der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit in Rumänien, referierte über die Ausgangssituation im Vorfeld der rumänischen Präsidentschaftswahlen im November.

„Die rumänisch-orthodoxe Kirche in Berlin“. Der Medienbeauftragte Gregor S. Goreztko empfing die Mitglieder und Freunde der DRG in den Räumen der rumänisch-orthodoxen Kirche in der Heerstraße. Er gab einen Überblick über die Geschichte und die Entwicklung der rumänisch-orthodoxen Gemeinde und Kirche der Heiligen Erzengel Michael und Gabriel in Berlin.

Oktober: „Die Republik Moldau an der Nahtstelle zwischen Zentral-, Ost- und Südosteuropa“. Der moldauische Botschaftssekretär Radu Chiveri berichtete über das Ergebnis der Wahlen vom 20. Oktober 2019 in seinem Land und ihre Bedeutung für die weitere Entwicklung der Republik Moldau. Die Veranstaltung fand in den Räumlichkeiten der Botschaft der Republik Moldau in Deutschland statt.

November: „100 Jahre BAUHAUS – Das BAUHAUS in Bukarest“. In Zusammenarbeit mit der Architektenkammer Berlin präsentierte der Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Arne Franke die vom Bauhaus beeinflusste Architektur im Bukarest der 1920er und 1930er Jahre.

Andere Veranstaltungen

November: Veranstaltung anlässlich des 30. Jahrestages der Revolution in Rumänien. In Kooperation mit Diaspora Civică Berlin berichteten Teilnehmer der Veranstaltung am 30. November im Studio Niculescu über ihre Erlebnisse und Erfahrungen im Rumänien der Nachwendezeit sowie über Veränderungen seit 1989 und ihre Entscheidungsfindung, aus Rumänien auszuwandern. Im Anschluss konnten über Kopfhörer Interviews mit Zeitzeugen angehört werden, die Mitglieder der DRG und der Diaspora Civică durchgeführt hatten.

Mitgliederentwicklung

2019 sind zwei Personen der Gesellschaft beigetreten, es gab keine Austritte, zwei Mitglieder sind verstorben. Die Mitgliederzahl beträgt 95.

Hermine-Sofia Untch ist die Vizepräsidenten der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin.

Regierungssitz in Chişinău, Republik Moldau: Die Regierung Pavel Filip lässt sich noch am 10. Juni 2019 im Regierungsgebäude martialisch beschützen, nachdem bereits am 8. Juni 2019 im Parlamentsgebäude die neue Regierung Maia Sandu von den Abgeordneten gewählt worden war. Seit dem 16. März 2020 bildet nun die PDM (Demokratische Partei der Moldau) des ehemaligen Premierministers Filip eine sogenannte sozialdemokratische Regierungskoalition mit der PSRM (Partei der Sozialisten der Republik Moldau) unter Ministerpräsident Ion Chicu (ehemaliger Berater des Präsidenten Igor Dodon). Foto: Josef Sallanz

Neue Collagen von Herta Müller

Raffinierte Fortsetzung des Dichtens mit der Schere

Von Maria Irod

Der neue Band Herta Müllers überrascht das Lesepublikum der Nobelpreisträgerin nicht wirklich mit Neuem. Dass die Autorin Wortcollagen erstellt, Text und Bild in Verbindung setzt und dadurch eine sehr eigene und besonders ausdrucksstarke Kunstform produziert, ist schon lange bekannt. Seit dem 1993 erschienenen Collagenband „Der Wächter nimmt seinen Kamm" legt Herta Müller immer wieder solche Publikationen vor, deren Titel – etwa „Im Haarknoten wohnt eine Dame" (2000) oder „Vater telefoniert mit den Fliegen" (2012) – oft die spielerische Dimension des Dichtens in den Vordergrund stellen. Dem Vorwort der Autorin kann man entnehmen, dass diese Schreibpraxis auf die ersten Jahre nach ihrer Emigration aus Rumänien zurückgeht, als sie sich bei Freunden melden wollte und nach einer Alternative zu den kitschigen Postkarten mit den klischeehaften Sprüchen suchte.

So entstand ursprünglich aus der Not heraus eine eigenwillige Schreibweise, die über die Jahre hinweg verfeinert wurde und die das sprachliche Kunstwerk als Artefakt sowie die Sprache selbst als Materie wiederentdeckte und die magische Kraft der einzelnen Wörter hervorhob. Das Vorwort bietet auch eine detaillierte Beschreibung des von der Dichterin erfundenen Verfahrens, das Mediengrenzen überschreitet und Textgebilde entstehen lässt, in denen die Dinghaftigkeit der Schrift und die sinnlich-handwerkliche Beschäftigung mit Fotos und Wortschnipseln konkretisiert werden: „Eines Tages kaufte ich weiße Karteikarten, einen Klebestift und fing an, im Zug oder im Flugzeug, als man noch die Nagelschere mitnehmen durfte, aus der Zeitung Fotos und Wörter auszuschneiden. Auf eine Karte klebte ich dann das Bild und ein paar Wörter (…) Spielereien. Ich war verblüfft, weil einzelne Wörter eine ganze Geschichte erzählen können. Weil ein paar Wörter etwas Rätselhaftes hergeben, weil das Wenige noch allerhand suggeriert – eine ganze Geschichte geht weiter, merkte ich, gerade weil sie nicht auf der Karte steht." Weiter erzählt die Autorin, wie sie die sprachliche Sammelarbeit organisiert, wie am Anfang die Wortschnipsel auf einem „Wörtertisch" gestapelt und staubig wurden, um später in „Wörterschränkchen" mit Schubladen überführt zu werden, wo sie alphabetisch und morphologisch geordnet auf ihre Anwendung durch die Dichterin warten. Vom Zusammenspiel verschiedener Sinneseindrücke beim Basteln mit den ausgeschnittenen Wörtern sowie von den unerwarteten Assoziationen, die sich beim Zerlegen der Schrift in Sinneinheiten ergeben, ist in diesem aufschlussreichen Vorwort ebenso die Rede. Eine Brücke zum biografischen Hintergrund Herta Müllers wird auch geschlagen, wenn die Autorin die Farbenpracht der Illustrierten und den „Wortbesitz im Überfluss", die ihre jetzige Schreibsituation bestimmen, mit der Zensur und der grafisch-visuellen Nivellierung in der Diktatur kontrastiert.

Das Wichtigste aber, was man durch eine solche Bastelarbeit bewirken kann, indem man die Grenze zwischen Bild und sprachlichem Zeichen sprengt und die Individualität der Wörter (Aussehen, Größe, Farbe) in den Vordergrund stellt, ist die Befreiung der Wörter aus ihrem vorgeprägten Kontext. Statt Sprachhülsen, die ihre tradierten Konnotationen herumtragen, haben wir Wörter vor den Augen, die durch eine zufallsgesteuerte Kombinatorik zueinander finden und Sätze bilden, deren Formgesetze sich aus der Begrenzung der Karte ergeben und die ihre Ausdrucksfähigkeit im Widerstand gegen vorgefertigte Bedeutungen durchsetzen.

Ohne dass die Textgebilde – die durch Verse nicht gebunden sind und die man daher am ehesten als Prosagedichte bezeichnen könnte – bewusst Sinnverweigerung betreiben, ist es durchaus schwierig sich im Dickicht der kunstvoll angeordneten Bilder- und Textstücke zu orientieren. Das Buch selbst nimmt mit dem Fehlen der Seitenzahlen Abstand von den Konventionen des eigenen Mediums. Und bis auf vereinzelte Kommata, die zusammen mit dem vorangehenden Wort ausgeschnitten wurden, fehlt auch die Interpunktion als konventionelle Satzgrenze. Die dadurch erschwerte Orientierung im Text- und Bildgefüge wirkt auf die Leser anregend und eröffnet Freiräume der Interpretation. Ihrerseits macht die Autorin von ihrer eigenen Freiheit im kreativen Umgang mit den Wortschnipseln Gebrauch, indem sie Bruchstücke neu kombiniert und neue Wortbildungen wie etwa „fremdbekannt", „Furchtdurchsichtiges", „mondallein", „Samtschwindler" schafft. Immer wieder gibt es mehr oder weniger deutliche Verweise auf Motive, die man aus anderen Büchern Herta Müllers kennt, wie etwa die Aussage „Mein Vaterland war ein Apfelkern" oder die Wortschöpfungen, die „Hunger" als Grund- oder Bestimmungswort haben und an den Hungerengel aus dem Roman „Atemschaukel" erinnern. Wiederkehrende Vokabeln wie „Heimat", „Koffer", „Grenze", „Angst" evozieren die traumatische Vergangenheit in der kommunistischen Diktatur und gehen mit anderen Wörtern Verbindungen von einer verstörenden Schönheit ein. Das ganze Buch mit den pastellfarbigen Textgeflechten und den rätselhaften Bildern auf dem hellgrauen Hintergrund ist auch grafisch ein ästhetisch gelungenes Objekt.

Herta Müller
Im Heimweh ist ein blauer Saal. *Carl Hanser Verlag, München 2019, 128 Seiten, 22,00 Euro.*

Blagas Metaphorologie in deutscher Übersetzung

Die Metapher als Ausdruck des Mysteriums

Von Horea Balomiri

„Die Entstehung der Metapher und der Sinn von Kultur“ ist der nun siebte Band der vom österreichischen Philosophen Rainer Schubert betreuten Werkausgabe des bedeutenden rumänischen Dichters und Philosophen Lucian Blaga. Blaga gehört zu einer Generation siebenbürgischer Intellektueller, für die nach der Entstehung Großrumäniens in der Folge des Ersten Weltkriegs die nationale Frage keine akut politische mehr war, weshalb sie sich an neuen Aufgaben zu beweisen versuchte. Für Blaga war dies die Schaffung einer rumänischen Kultur europäischen Rangs.

Der Band bildet den dritten und letzten Teil der zwischen 1935 und 1937 veröffentlichten „Trilogie der Kultur Blagas“, in der er zunächst in Auseinandersetzung mit Oswald Spengler, Alois Riegl oder Leo Frobenius aber auch mit der Psychoanalyse seine kulturmorphologischen Grundbegriffe entwickelt, um darauf aufbauend eine kulturmorphologische Charakteristik der rumänischen Volkskultur zu skizzieren. In seinem nun erstmals auf Deutsch erschienen dritten Teil seines kulturphilosophischen Systems entwirft Blaga eine Theorie der Metapher als Kern einer umfassenderen Philosophie der Kultur – was allein angesichts seines dichterischen Ranges von großem Interesse ist. Im Gegensatz zur Zivilisation, die ihm als bloße Technik zur Befriedigung des Selbsterhaltungstriebs und des Verlangens nach Konfort und Sicherheit gilt, entsteht für ihn Kultur erst aus einer „ontologischen Mutation“, in der sich der Mensch dem Mysterium zuwendet, jenem unergründlichen „anderen Land“, das nicht nur jenseits seiner sinnlichen Wahrnehmung, sondern auch des Fassungsvermögens seines Verstandes liegt. Dieses hat nichts mehr mit der rationalen Bewältigung seiner leiblichen Existenz gemein, bildet aber dafür den Urgrund seiner Kreativität.

Dass sich dieses metaphysische Substrat seines Wesens einer rationalen Erkenntnis entzieht, heißt aber keineswegs, darüber ließe sich nichts sagen. Ähnlich wie die Kategorien des Verstandes die Sinneswelt als Ordnung ausweisen, wird auch der Kosmos des Unbewussten durch die „abyssalen Kategorien“ sturkturiert, aus deren wechselseitiger Kombination die Vielfalt der verschiedenen nationalen Kulturen entsteht – jede mit ihrer je eigenen Formsprache und Vorstellung von Raum und Zeit. Die einzelnen Kulturen sind für Blaga ebensoviele Versuche des Menschen, sich dem Absoluten zu nähern. Eine Annäherung die insofern scheitert, als das Absolute für den menschlichen Geist strukturell inkommensurabel ist. Dass ihm dieses unvermeidbare Scheitern nicht zum Verhängnis wird, verdankt der Mensch seiner Fähigkeit zum metaphorischen Ausdruck. Die Metapher ist für Blaga weder eine bloße Stilfigur noch rhetorisches Ornament, sondern entspricht einem anthropologischen Grundbedürfnis und gehört zum Wesen des menschlichen Geistes. Während die verdeutlichenden Metaphern dem Prinzip der Analogie folgend einen Begriff anhand von Ähnlichkeiten veranschaulichen, beruht die Metonymie der enthüllenden Metaphern gerade auf der strukturellen Ungleichheit der darin vereinigten Vorstellungen. Sie übersetzen das, was sich weder rational erfassen, noch sinnlich wahrnehmen lässt, in eine für den endlichen Geist des Menschen fassliche Form – es handelt sich um Fingerzeige des Absoluten in einer endlichen Welt.

Durch die Betonung des Irrationalen und Unbewussten als Quelle der Kultur reiht sich Blaga in die antipositivistischen Strömungen ein, die sich um die Jahrhundertwende in ganz Europa und besonders im Wien seiner Studienzeit bemerkbar machten. Gerade diese erlaubt ihm aber auch eine Aufwertung der rumänischen Volkskultur, womit er auf die grundlegende Debatte, ob eine moderne rumänische Kultur durch Assimilation westeuropäischer Vorbilder oder, ganz im Gegenteil, durch eine Besinnung auf die autochtone Volkskultur entstehen sollte, eine originelle Antwort liefert. Anhand der neuesten Errungenschaften der europäischen (und besonders deutschen) Kulturphilosophie versucht er den vormodernen geistigen Kosmos des rumänischen Dorfes aufzuwerten.

In Rainer Schubert hat Blaga einen kundigen Übersetzer gefunden, dem es gelingt, dessen brillianten und zugleich präzisen Stil wie seine eingängigen Metaphern in ein klares, gut lesbares Deutsch zu übertragen. Zu wünschen wäre nur, dass er im nächsten Band dem deutschen Leser etwas mehr von seinem fundierten Wissen mit auf den Weg gibt.

Lucian Blaga
Die Entstehung der Metapher und der Sinn von Kultur. *Aus dem Rumänischen von Rainer Schubert. new academic press, Wien 2019 (Blickpunkt Rumänien, 7), 180 Seiten, 24,90 Euro.*

Aharon Appelfelds Roman „Meine Eltern“

Eine Erinnerung an den letzten Sommer am Pruth

Von Magdalena Vinco

Der israelische Schriftsteller Aharon Appelfeld, der in Alt Zadowa (ukr. Stara Šadova, rum. Jadova) nahe Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuţi) in der Bukowina geboren wurde, erzählt in seinem Roman „Meine Eltern“ aus der Perspektive des 10-jährigen Ich-Erzählers Erwin von einem Sommer am Ufer des Pruths in Rumänien kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Dem Leser wird diese Welt durch die Beobachtungen Erwins seiner Eltern und der anderen Erwachsenen am Fluss nähergebracht.

Der Leser spürt, dass der Autor selbst in dieser Landschaft, die in der heutigen Ukraine liegt, seine Kindheit verbrachte. Er beschreibt den Pruth, die ihn umgebenden Berge und die Städter, die dort ihre Sommerferien verbringen. Die Atmosphäre ist jedoch nicht idyllisch. Die jeden Sommer am Ufer zusammenkommende Gesellschaft wird von den Gerüchten um die bevorstehende Katastrophe erschüttert. Die Feriengäste reagieren auf die Nachrichten, die sie erreichen, auf ganz unterschiedliche Weise. Appelfeld beschreibt die Vorahnungen und Ängste vor dem Zweiten Weltkrieg, jedoch ohne konkret zu werden. Dem Leser, der ja um die historische Entwicklung weiß, wird jedoch durch die ansteigende Beunruhigung der Sommerfrischler, die während des Sommers am Fluss anwächst, die bedrohliche Lage der Juden klar.

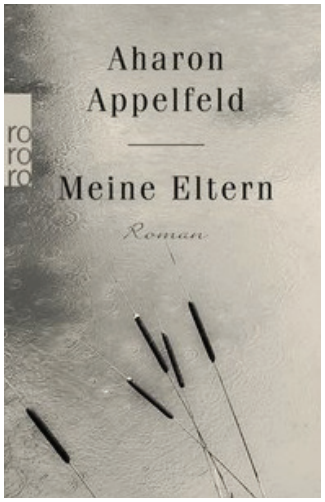
Der Ich-Erzähler fühlt in den letzten Tagen, dass dies die letzten gemeinsamen Ferien sein werden, die er mit seinen Eltern in der Gesellschaft der anderen Städter am Fluss verbringen wird. Er reflektiert über die Beziehung seiner Eltern zueinander, das Verhalten der Menschen am Pruth sowie das Verhältnis seiner Eltern zu den anderen. Diese werden als eine bunte Gruppe verschiedener Persönlichkeiten geschildert, vom Arzt Dr. Zajger bis zur Handleserin Rosa Klein. Ihnen allen gemein ist allerdings ihr säkulares Judentum. Er bringt dem Leser so eine Gesellschaftsschicht näher, die sich von der orthodoxen Tradition ihrer Väter gelöst hat. Ihr gehören die Eltern des Ich-Erzählers an, und ihr gehörten auch die Eltern des Autors selbst an. Erwins Großeltern, wie diejenigen Appelfelds, sind im Gegensatz zu den Eltern noch traditionelle, orthodoxe Juden. Sie sprechen nicht Deutsch, wie die Eltern, sondern Jiddisch.

Appelfeld verewigt in seinem Roman das Leben des säkularen jüdischen Bürgertums im Rumänien der Zwischenkriegszeit. Er zeichnet diese Schicht als dekadente Gesellschaft, die, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sich den weltlichen Genüssen hingibt und dabei hysterisch und depressiv ist. Sie haben sich vom Judentum entfernt und haben doch ihren Seelenfrieden nirgendwo anders gefunden. In ihrer Schilderung wird die Kritik Appelfelds an der Lösung vom orthodoxen Judentum deutlich. Dennoch gestaltet Appelfeld bei aller Kritik seine Figuren auf eine liebevolle Weise, durch die sie dem Leser nicht unsympathisch sind, sondern eher Mitleid erwecken.

Neben der Assimilation des jüdischen bürgerlichen Milieus beschreibt Appelfeld ihre Trennung von der ukrainischen Umwelt. In der Gegend des Pruths begegnet den jüdischen Feriengästen vonseiten der einheimischen Bauern Antisemitismus, und auch in der Stadt ist der ukrainische Antisemitismus Teil des Alltags der Juden. In der Schule beispielsweise besteht ein Konflikt zwischen Erwin und dem ukrainischen Jungen Pjotr, der ihm aufgrund seiner jüdischen Herkunft Schläge androht.

Appelfeld reflektiert in seinem Roman außerdem über den Prozess seines Schreibens, der eng verbunden ist mit dem Prozess des Erinnerns. Im Roman wird immer wieder betont, wie wichtig es ist, sich das Erlebte einzuprägen. Die Kinderjahre seien für ihn der Boden seines Schreibens und ohne die Bilder aus der Kindheit gebe es keine Lebendigkeit in seinen Geschichten.

Appelfelds Sprache ist klar und einfach. Der Ton des Romans ist kindlich-naiv und entspricht dabei auf ideale Weise der Stimme des 10-jährigen Ich-Erzählers. Der Roman „Meine Eltern“ ist stark autobiografisch geprägt, was sich an den vielen Parallelen zwischen der Romanhandlung und der Biografie des Autors zeigt. Die Nähe des Autors wird schon in der Wahl seines eigenen Namens für den Ich-Erzähler sichtbar. Wie dieser hieß Aharon Appelfeld vor seiner Ankunft in Israel Erwin. Die Authentizität seines Romans ist in der Gestaltung seiner Figuren und des Handlungsorts deutlich zu erkennen. Dem 2018 verstorbenen Aharon Appelfeld gelingt es auf außergewöhnliche Weise, dem Leser so eine Welt näherzubringen, die durch den Zweiten Weltkrieg untergegangen ist.



Aharon Appelfeld
Meine Eltern. *Roman. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 2019, 176 Seiten, 12,00 Euro.*

Nadine Schneiders Roman „Drei Kilometer“

Liebe und Leben zur Zeit der Wende

Von Markus Fischer

Als Tochter von Spätaussiedlern aus dem rumänischen Banat gehört Nadine Schneider, wie auch die aus dem siebenbürgischen Hermannstadt/Sibiu gebürtige Iris Wolff oder der aus der Maramuresch stammende Thomas Perle, einer Generation junger deutschsprachiger Schriftstellerinnen und Schriftsteller an, die für die literarische Darstellung des kommunistischen Rumäniens allenfalls auf eigene Kindheitserlebnisse rekurrieren können, den größten Teil ihrer fiktionalen Inspiration aber aus dem Fundus familiärer Erinnerung vorangegangener Erlebnisgenerationen schöpfen. Nicht von ungefähr dankt die 1990 in Nürnberg geborene Nadine Schneider im Nachwort zu dem ihren Eltern gewidmeten Roman „Drei Kilometer“ insbesondere ihrem Vater, der seine Erinnerungen aus Rumänien mit ihr geteilt und somit entscheidend zum Entstehen dieses Romanerstlings beigetragen hat.

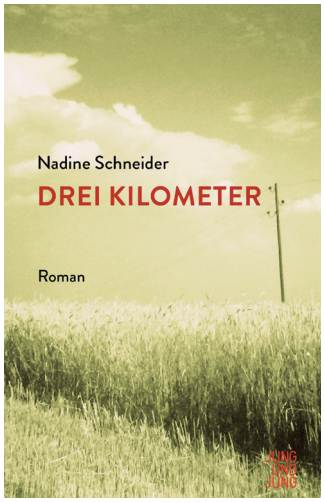
Die Handlung des schmalen und im Oktavformat publizierten Romans spielt in der zweiten Hälfte des Jahres 1989 im Banat, vor allem in und um das Dorf Johannisfeld/Iohanisfeld, das gerade einmal drei Kilometer – daher der Romantitel! – von der jugoslawischen, heute serbischen Grenze entfernt liegt. Diese drei Kilometer trennen die drei jungen Protagonisten des Romans von der Freiheit, die ihnen das Rumänien der Ceauşescu-Zeit nicht gewährt. Die Ich-Erzählerin Anna, ihr Geliebter Hans und deren gemeinsamer Freund Misch spielen mit dem Gedanken der Flucht ins Ausland. Jeder der beiden jungen Männer will zu zweit mit Anna über die grüne Grenze, doch die ihrer Familie und der Dorfwelt verhaftete sowie von den politischen Vorgängen letztlich unberührte Anna zögert. Die Zeit drängt, der Kukuruz steht hoch und bietet ideale Tarnmöglichkeiten für die nächtliche Flucht. Aber Anna lässt den Moment vorübergehen. Schließlich flieht allein Misch, während Anna und Hans die Revolution in ihrem Heimatdorf beziehungsweise in Temeswar/Timişoara miterleben.

Dieses amouröse Dreieck aus Liebe und Freundschaft ist freilich auch einer Gefährdung ausgesetzt: Misch glaubt zu wissen, dass Hans als Spitzel des rumänischen Geheimdienstes Securitate tätig ist und warnt Anna davor, diesem gegenüber allzu offenherzig zu sein. Andererseits hat Hans die Rucksäcke für sich und seine Geliebte bereits gepackt und wartet nur auf das Zeichen zum gemeinsamen Aufbruch. Zwischendurch erhält Annas Vater die Erlaubnis zur Ausreise nach Deutschland, um Annas kranken Großonkel Peter zu besuchen, kehrt aber nach dessen Tod wieder nach Rumänien zurück, obwohl er versprochen hatte, im Westen zu bleiben und seine Familie dorthin nachzuholen.

Breiten Raum nimmt die Schilderung des Familien- und Dorflebens ein, insbesondere der Gestalt der Großmutter gilt die Aufmerksamkeit der Ich-Erzählerin. Die letzten Lebensmonate und die Beerdigung der Großmutter, ein Kirchweihfest, die Natur sowie die Jahreszeiten Sommer und Herbst, ein aus dem Nest geworfener Storch, eine wahrsagende Zigeunerin, die Tötung eines altersschwachen Hundes, die Arbeitswelt in einer Metallfabrik, die aktuellen Vorgänge in Temeswar sind wichtige Elemente der Romanhandlung, die ruhig und spannungslos vor sich hinfließt wie die Wasser der Temesch, in das Anna und ihre Freunde zum sommerlichen Bad steigen.

Ein gewisser Riss zieht sich durch die Gestalt Annas, deren erzähltes und deren erzählendes Ich sich in diesem Roman nicht so recht zu einer Einheit zusammenfügen wollen. Auf der einen Seite nimmt man die erzählte Fabrikarbeiterin Anna wahr, die der Geruch von Metall und Schweiß umgibt, die Bauerntochter, die Stallluft atmet, die junge Frau, die im Küchendunst ihrer Mutter hilft, die Freundin und Geliebte, für die Freundschaft und Liebe keine großen Probleme darstellen, genau so wenig wie der politische Zustand ihres Heimatlandes. Auf der anderen Seite wird man Zeuge, wie die erzählende Anna, die kein Lyzeum besucht hat und außer der Bibel kaum Bücher liest, in poetischen Formulierungen schwelgt, die zum Teil ans Manierierte grenzen, und mit großer literarischer Sensibilität eigenen Gefühlen nachspürt.

Am Ende teilt Anna das Schicksal so vieler Bewohner von Johannisfeld. Sie hat sich, wenngleich erst nach der Wende, zur Auswanderung entschlossen. Doch jetzt schon erscheint ihr alles im Dorf „wie ein Gespenst“ (S. 152). Alles bis auf Hans, der ihr entgegenblickt und darauf wartet, dass sie nach Hause kommt.



Nadine Schneider
Drei Kilometer. *Roman. Jung und Jung Verlag, Salzburg, Wien 2019, 160 Seiten, 20,00 Euro.*

Carmen Elisabeth Puchianus neues Buch

Erotisches Potpourri

Von Edith Ottschofski

Etwas charmanter als das gestrenge deutsche und oft nicht gebrauchte Femininum klingt das italienische *Professoressa*, zugegeben auch etwas frivoler. Vielleicht deswegen wählte Carmen Elisabeth Puchianu die italienische Form als Titel für ihr neues Buch „Die Professoressa. Ein Erotikon in gebundener und ungebundener Rede“. Die weiß geschminkte Domina im Unterkleid auf dem Buchcover mit den auffallend roten Wangen, der Zahnbürste und der Leine in der Hand hat nicht viel mit einer ehrwürdigen Professorin, aber vielleicht einiges mit der Professoressa zu tun, sie nimmt sie mutig aufs Korn und offenbart ihre Frivolität, ihre Erotik.

Das neue Buch der rumäniendeutschen Autorin ist 2019 im Pop Verlag Ludwigsburg erschienen und vereint, zuweilen erotisch angehauchte Texte in Versform und Prosa dieser schillernden Persönlichkeit. Dreisprachig aufgewachsen im siebenbürgischen Kronstadt/Braşov bewegt sie sich zurzeit nicht nur im akademischen, sondern auch im schriftstellerischen und künstlerischen Milieu, unterrichtet, schreibt, inszeniert und zeichnet, denn neben den Texten sind auch (manchmal naive) Zeichnungen und Skizzen im Buch, sowie Fotos der Autorin auf der Bühne. Leider sind die Fotos nur in schwarzweiß und manchmal unglücklich zweiseitig gedruckt.

Das große Thema dieses Buches ist, so wie bereits in ihrem letzten Roman „Patula lacht“, der Tod, den die Verfasserin in meist knappen Gedichten mit all ihren Sinnen zu erspüren, erfassen, schmecken, riechen, umreißen versucht. So gibt es den „Liebhaber Tod“, den „Aprilscherz Tod“, den „Feinschmecker Tod“, den „Parfumeur Tod“, den „Schmauser Tod“ oder den „Plagegeist Tod“. Dieser: „schmeckt, schmatzt/schnalzt mit der Zunge“, oder aber „begehrt, giert (…) umschwänzelt/umtänzelt/umwirbt“, um dann in einer finalen Pointe sein Recht einzufordern, dann „liebt [er] unersättlich“. Dabei ist die Haltung der Autorin zum Tod eine liebevoll-verständnisvolle, ja sogar fast bewundernde, erotische. Das Bestreben von Puchianu ist laut Eigenaussage, „mit [dem Tod] ein erotisches Verhältnis einzugehen, das ihn erträglich und freundlich macht, ganz so, als könnte man ihn sich doch noch vom Leib halten“. Wie nahe ihr die Gedichte gehen, sieht man allenfalls an der Widmung der ersten beiden „Für Mama“ oder in der Widmung des Buches „Für meine Lebenden und meine Toten“. In anderen Gedichten kommt das Alter zur Sprache, wenn Susannah im Bade eine alternde Matrone ist, oder wenn man in Großmutters Haus im Badezimmer ihr Alter riecht. Manchmal sind es kleine Liebeserklärungen an besondere Worte, sei es Micăsasa (eine Ortschaft) oder mohoreală (Dusternis).

Die Gedichte wechseln sich mit Prosastücken ab, die ihrerseits sehr unterschiedlich sind, da ist von der Venedigfahrt einer Professorin die Rede („Die Professoressa. Ein venezianisches Requiem“), die auf den Spuren Thomas Manns ein homoerotisches Abenteuer in Venedig hat. Damit ist aber auch eine Erfahrung mit dem Tod verknüpft. Leider endet die Geschichte etwas abrupt. Eine weitere Eskapade kommt beiläufig, wie ein Dessert während einer Tagung daher („Polnisches zum Dessert“). Die „Karpat[isch]e [Burle]ske“ ist hingegen eine überschäumende Suada in direkter Rede, der man sich kaum entziehen kann.

In den meisten Geschichten tritt ein Alter Ego der Autorin auf, sei es nun die Professorin oder eine Schriftstellerin, außer in der letzten, die eine ältere Frau in ihrer ganzen Sinnlichkeit darstellt. Diese ist dann der Großmutter der Schriftstellerin zugeeignet. Im realistischen Duktus geschrieben stellen die Geschichten auch eine Nähe zum Tod her und offenbaren durch die Widmungen oder die Protagonistinnen eine sehr persönliche Note.

Dabei entbehren die Texte und Gedichte jeglicher Larmoyanz und bewegen sich auf dem Terrain einer „parodistischen Selbstinszenierung, die zum Lachen und zum Weinen anhalten möchte“, so die Autorin. Das Buch, das in keinen Roman passt, und daher ein Beiwerk, ein „Bleibsel“ ist, so Puchianu, liest sich schön und ist kurzweilig wie ein Potpourri. Zugleich ist es aber auch ein nachdenkliches Sammelsurium darüber, was uns allen bevorsteht.

Carmen Elisabeth Puchianu
Die Professoressa. Ein Erotikon in gebundener und ungebundener Rede. *Pop-Verlag, Ludwigsburg 2019, 176 Seiten, 16,90 Euro.*

Dagmar Dusil in Katzendorf

Das leise Treffen mit der Geschichte

Von Cosmin Dragoste

Zwischen Oktober 2017 und Oktober 2018 lebte die Schriftstellerin Dagmar Dusil als fünfte Dorfschreiberin im siebenbürgischen Katzendorf/Caţa. Die Initiative des Katzendofer Dorfschreiberpreises geht auf den im Ort geborenen Pastorensohn und in Berlin lebenden Kulturmenschen Frieder Schuller zurück, der seit 1992 auch die „Katzendorfer Kulturtage“ organisiert.

Was eine Dorfschreiberin ist, erklärt uns die Autorin selbst: „Der Dorfschreiber soll aufschreiben, was er sieht, erlebt, hinein hören in das Dorfgeschehen. Dorfschreiberin, das ist für mich, die ich nie am Land gelebt habe, eine ganz neue Erfahrung, abgesehen von den vielen Geschichten, Verstrickungen, Gerüchten, die es nicht gilt, einfach zu übernehmen, sondern auch zu überprüfen.“ (S. 161) Katzendorf hat ein interessantes Puzzle der Bevölkerung, wie Dagmar Dusil selbst feststellt: „In Katzendorf leben 250 Rumänen, 150 Ungarn, 800 Roma, die sich Zigeuner nennen, Charlotte, die Belgierin und Krishan, der Inder, eine kranke Sächsin mit ihrem behinderten Sohn, zeitweise einige Sommersachsen, zeitweise der Dichter und Filmemacher Frieder Schuller und seit fünf Jahren ein Dorfschreiber.“ (S. 164) Auf einen ersten flüchtigen Blick bietet dieses eher traurige Dorf nichts Interessantes an. Aber der in Hermannstadt/Sibiu geborenen Autorin gelingt es meisterhaft, die Geschichten und Ereignisse des Ortes und der Umgebung zu entziffern, indem sie geduldig und mit einer nicht zu leugnenden Empathie Menschen, Gebiete, Geschichten, Zusammenhänge entdeckt und sie den Lesern beschreibt.

Was könnte man in einem fast 300 Seiten umfassenden Buch über ein graues monotones Dorf erzählen? Man könnte glauben, dass „Auf leisen Sohlen“ ein langweiliges Buch wäre, das nur klischeehafte Bilder enthält. Aber ist Katzendorf wirklich ein Ort, wo nichts geschieht? Überhaupt nicht. Für den aufmerksamen Blick der Schriftstellerin gewinnt alles Bedeutung, auch das geläufige Geschehen hat einen tieferen Sinn, den sie entdeckt und in größere Zusammenhänge einflechtet. Die unterschiedlichen Angelegenheiten haben fast immer etwas gemein.

Dagmar Dusil erzählt spannend nicht nur über die alltäglichen Erlebnisse in Katzendorf, sondern in diesem narrativen Gewebe tauchen immer deutlicher Erinnerungen und von anderen übertragene Geschichten auf. Die Erinnerungen sind nicht nur die der Schriftstellerin (Rückblicke sowohl auf das eigene Familienleben als auch auf das gesellschaftliche und politische Leben in Rumänien vor 1989), sondern auch die einer Gemeinschaft (Katzendorf und Umgebung). Die „Ausflüge“ in die gemeinschaftliche Geschichte finden immer Überraschungen, Orte oder Menschen, die eine erstaunliche Rolle in den vergangenen Jahrzehnten oder Jahrhunderten gespielt haben. Es geht um Rollen auf der nationalen oder internationalen Bühne der Geschichte, es handelt sich um leider zu wenig bekannte Menschen oder Ereignisse, die die Geschichte, die Politik, die Kunst, die Wissenschaft beeinflusst haben. Liebesgeschichten, schöne und intelligente Frauen, äußerst begabte Wissenschaftler oder Künstler haben bestimmte Beziehungen zu Katzendorf oder der Umgebung. Uns wird eine unerforschte Geschichte dargeboten, die so frisch auf uns wirkt.

Wie sieht aber die Gegenwart in dem siebenbürgischen Dorf aus? Gibt es etwas außer der Armut und Sozialhilfe, von der viele Menschen in diesem Ort leben? Es gibt die alltäglichen kleinen Schicksale, die von der Dorfschreiberin nicht nur beschrieben, sondern auch hinterfragt werden. Zigeuner, die viele Kinder haben und ein hartes Leben führen; Kinder, die die Schule nicht besuchen; Frauen, die von Männern verlassen wurden und mit vielen Kindern auskommen müssen; alte Leute, die eine Menge über sich selbst oder über andere erzählen können; Fremde, die kurze Zeit im Dorf verbringen und Geschichten aus anderen Gebieten mitbringen. Das Leben in Katzendorf ist immer voll von stillen Spannungen.

„Auf leisen Sohlen“ ist ein wunderbares Buch der überraschenden Bekundungen, ein Buch der Vergangenheit und der Gegenwart, aus denen man die Zukunft erblicken kann. Ein Buch, das man mit Behagen liest und das den Leser immer neugieriger werden lässt.

Dagmar Dusil
Auf leisen Sohlen. Annäherungen an Katzendorf. *Pop-Verlag, Ludwigsburg 2019, 286 Seiten, 18,50 Euro.*

Das Unaussprechliche ist in der Sprache beheimatet

Surreale Bilder und kafkaeskes Labyrinth

Von Silvia Petzoldt

Die 1938 geborene Autorin Aloisa Bohn, bekannt unter dem Pseudonym Kristiane Kondrat, stammt aus dem Banater Bergland in Rumänien. Hier verbrachte sie ihre Kindheit und absolvierte schließlich ein Studium der Germanistik und Rumänistik. Seit 1973 lebt sie in Deutschland. Mit ihrem aktuellen Roman, der den sehr einprägsamen Titel „Abstufung dreier Nuancen von Grau“ (2019) trägt, legt Kondrat, sonst eher in der Lyrik beheimatet, einen Rückblick auf ein wechselhaftes Leben zurück, dass sich in Fluchtbewegungen erstreckt. Nicht chronologisch erzählend blickt die Ich-Erzählerin auf sich selbst und ihre alte Heimat zurück. Sie schildert in lyrischen Bildern und Assoziationen, wie sich das Ich immer wieder aus den traumatischen Erfahrungen befreit. Die Sprache ist Ziel der Flucht, aber auch Anker, Ausdrucksmittel schwer benennbarer Gefühle und Erfahrungen.

Ein schlichtes Krankenzimmer. Alles ist weiß. Weiß assoziiert die Farbe des Schnees und damit die unbeschwerte Kindheit der Ich-Erzählerin. Hier setzen der Roman und ihre Erinnerungen ein. Nach einem Unfall befindet sie sich in einem Zimmer mit kuriosen Patientinnen. Sie debattieren über die Betten hinweg und scheinen die frisch operierte Frau nur oberflächlich wahrzunehmen. Erst nach und nach wird die Lage der Ich-Erzählerin deutlich, denn das Erzählte spielt sich in den Erinnerungen und in der Wahrnehmung der anderen, der Umgebung ab. Aufgedrückt sind der Seele des Ichs Erfahrungen der Verfolgung und der Angst, das unangenehme Gefühl der ständigen Beobachtung, welchem die Ich-Protagonistin nicht entfliehen kann. Immer wieder wird sie von Angstwellen überrollt, das Unbekannte droht sich ihrer zu ermächtigen. So flieht sie in ihre Gedanken, die so real wirken, als würde sie wirklich aus dem Krankenhaus fliehen, mit der Straßenbahn weit weg fahren. Weg von all ihren Erinnerungen, die mit dem Krankenhaus verhaftet sind, wo sie einst hineingeriet, als man sie in Rumänien bedrängte und körperlich misshandelte. Es ist eine fortwährende Begegnung mit dem Unaussprechlichen, dem sich die Protagonistin mutig annimmt und es in Sprache überführt.

Die Erzählerin reist in ihre alte Heimat zurück, die als die Banater Hauptstadt Temeswar/Timişoara erkennbar ist. Dort begegnet sie all jenen Personen, die ihr einmal bedeutsam waren, ihrem Vater in der Kirche. Sie besucht Delia, ihre Freundin, verirrt sich im Stimmengewirr, fühlt sich fremd und fehl am Platz, sucht Orientierung, begegnet ihren alten Freunden und vor allem Eugen, der in Rumänien zurückblieb. Die Namenlosen – sie werden auch im Roman nicht benannt – sind da, wieder weg, wieder da. Es ist eine unaufhörliche Last und Unsicherheit, die sich durch den Alltag der damals jungen Frau zieht. Die Flucht gehörte unter den Freunden zur Normalität, man war sich nirgends sicher vor der politischen Polizei. Einmal hörte es die Protagonistin ungewohnt an ihrer Tür klopfen – mit ihren Freunden hatte sie ein bekanntes Klopfzeichen vereinbart – dies war fremd. Sie öffnet die Tür nicht, verhält sich still. Später stellt sich heraus, es war nur der Holzmann, sie bleibt wochenlang ohne Holz. In sehr dichten, eindrucksvollen sprachlichen Bildern bewegen sich die Erinnerungen und Erfahrungen der Protagonistin nicht von einem Punkt X zum nächsten Punkt linear, sondern wellenförmig, auf- und abwärts, die Nuancen der Farbe Weiß abtastend. Es werden alltägliche Situationen im Banat rekapituliert und erinnert; die Ankunft in der neuen Heimat ist wie ein Befreiungsschlag.

Die sehr ansprechende grafische Gestaltung des Buches spiegelt die im Titel benannten farblichen Nuancen wider. Mit einem Nachwort von Christina Rossi versehen, ist dieser Roman Ausdruck einer traumatisierten Seele und ein Hymne auf die Vielfalt der Sprache zugleich. An den Grenzen des Realen bleibt Kristiane Kondrats Roman erstaunlich stimmig. Die Fluchtbewegung treibt die Handlung voran, bis sie erstarrt in surrealistischen Bildern, die einer kafkaesken Welt zu entspringen scheinen. Dem großen sprachlichen Ausdrucksvermögen der Autorin ist die Zeitlosigkeit zu verdanken, mit welcher sich die Bilder in das Gedächtnis des Lesers einschreiben.

Kristiane Kondrat
Abstufung dreier Nuancen von Grau. *Roman. Danube books Verlag, Ulm 2019, 160 Seiten, 16,50 Euro.*

Anton Sterblings Blick auf acht deutsche Autoren aus Rumänien

Literatur und Gesellschaft

Von Markus Bauer

Die Beobachtung, dass Prosaliteratur (und auch Lyrik) aus der Sicht der Sozialwissenschaften von Belang sein kann, ist keine neue Entdeckung, hat hierzulande aber eher selten Folgen. Die Trennung zwischen den Schubladen der Disziplinen ist strikt und wird nur selten durchbrochen. Dabei haben vielfach ähnliche Ideen sowohl in Literatur als auch in der Gesellschaftsbeobachtung ihre Fortsetzung. In anderen Kulturen ist die Bedeutung von Wirklichkeitsbeschreibungen der Gesellschaft etwa in Romanen sehr viel unumstrittener als in der häufig sehr statistisch und wenig phantasievoll operierenden Soziologie deutscher Provenienz.

So ist es zu begrüßen, dass der Soziologe (und Dichter) Anton Sterbling aus dem Banat erneut ansetzt, um aus einer nicht nur literarischen Perspektive über Literatur zu schreiben, sondern vielmehr sich explizit auch daran macht, zu zeigen, dass etwa „die soziologische Beschäftigung mit dem Wesen kommunistischer Diktaturen kaum jene Intensität und Eindringlichkeit wie die zeitgenössische Literatur, etwa von Herta Müller, erreicht“ (S. 35). Mit der Schriftstellerin aus dem Banat ist auch der personelle Rahmen der hier präsentierten Beiträge umschrieben. Sterbling sammelt in dem Band sieben Banater Autoren und Autorinnen sowie einen Bukarester Autor, deren Werk und Person er genau kennt, da er mit allen befreundet oder zumindest bekannt ist oder war.

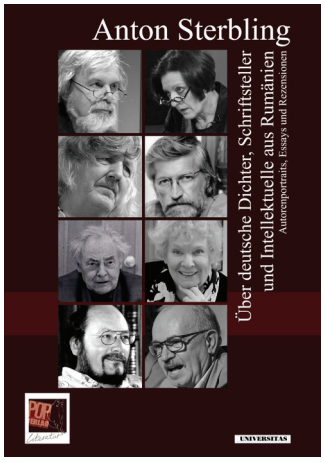
Herta Müllers Werk – und hierin fast ausschließlich der Roman „Herztier“ (1994) – gibt Sterbling Gelegenheit, „Literatur als eigenes und besonderes Medium der Erkenntnis“ (S. 39) zu demonstrieren, indem bei Müller zahlreiche Aspekte der Diktatur in einem allgemeineren Verständnis als auch hinsichtlich des Ceaușescu-Regimes romanhaft verdeutlicht und nachvollziehbar werden. Diese führt Sterbling andeutungsweise aus: die Diktatur in den Köpfen als Produktion von Angst und Unsicherheit, wie sie bei Müller meisterhaft bis in die Manipulation der Wahrnehmung hinein geschildert wird, als soziale Kontrolle und Individualitätszerstörung, als System von Anreizen und Belohnungen für konformes Verhalten.

Als Widerstand interpretiert der Autor in dem Beitrag zu Ilse Hehn (ursprünglich ein Vorwort zum Band der Autorin „Irrlichter Kopfpolizei Securitate: Gedichte, Notate, Collagen, Malerei“, Ulm 2013) die Collagen und Gedichte der seit Ende der 1960er Jahre aktiven Dichterin aus dem Banat. Hier findet er eine gezielte Auseinandersetzung mit der Staatsmacht, „bei der die Ausdruckskraft, die Subtilität und die Subversivität der Kunst gegen den ‚Beton‘ einer Gewaltherrschaft und deren ideologiebestimmte dogmatische Sprache (…) in vielfacher Weise virulent wird“ (S. 156). Auch bei Horst Samson wird auf dessen Aktivitäten im Umkreis der Aktionsgruppe Banat hingewiesen, die ihn in Konfrontation mit der rumänischen Geheimpolizei brachten. Vieles von seiner Biografie (Samson wurde in der Deportation im Bărăgan geboren) und seiner Lyrik, insbesondere sein großes Gedicht „La Victoire“ (2003), sind Sterbling Beleg für die Widerständigkeit in einer Diktatur.

Etwas spezieller ist das Verhältnis zu dem 2003 verstorbenen Schriftsteller Paul Schuster, der eine besondere Rolle in Sterblings Vita spielte. Diese führt zurück in die Entstehungszeit der Aktionsgruppe, die Schuster als Redakteur und Funktionär maßgeblich unterstützte. Ebenso führen in diese Zeit die Beiträge zu Hellmut Seiler, der in die Bundesrepublik ausreiste, während Werner Kremm im Lande blieb und ein streitbar-kritischer Journalist wurde. Seilers „verschiedene Techniken der Sprachdekonstruktion und des Sprachspiels“ (S. 132) zeichnen ihn als „zweiheimischen“ Autor aus. Kremm wiederum hat in seinem Buch „Rumänien unter der Lupe“ (2017), zu dem der hier abgedruckte Text das Vorwort bildet, aufklärende Beiträge zur Gegenwart und zu der in sie ragenden Vergangenheit publiziert, die für Sterbling wichtige Sonden in die rumänische und europäische Gesellschaft darstellen. Als eigenwillig charakterisiert Sterbling auch den weiteren Mitbegründer der Aktionsgruppe Johann Lippet, dessen Werke, ebenso wie die Kremms und Seilers, u.a. die Debatten um die Bespitzelung durch die Geheimpolizei thematisieren.

Den ersten Text des Bandes bildet ein Essay zu Richard Wagners unterschiedlichen Büchern über Südosteuropa, den Balkan, die neue Bundesrepublik. Wiewohl ein eminenter Schriftsteller stellt Sterbling hier Wagner als Intellektuellen in seinen politischen und zeitkritischen Büchern vor. Hier erfüllt sich Sterblings Absicht, Schriftsteller als Zeitsensoren kenntlich zu machen, besonders augenfällig und differenziert.

Alles in allem bieten die unterschiedlichen Texte des Bandes, zu dem auch drei Rezensionen Sterblings zu Büchern von Richard Wagner gehören, einige anregende Schlaglichter auf die vorgestellten Autoren und ihre Bedeutung für den zu selten versuchten Brückenschlag zwischen Gesellschaftswissenschaften und Literatur.



Anton Sterbling
Über deutsche Dichter, Schriftsteller und Intellektuelle aus Rumänien. Autorenportraits, Essays und Rezensionen.
Pop Verlag, Ludwigsburg 2019, 216 Seiten, 16,50 Euro.

Peter Maffays Vater legt seine Erinnerungen vor

„Dein Stern ist in Deutschland aufgegangen, mein Sohn!“

Von Ingeborg Szöllösi

Wenn ein „Tati“ aufgefordert wird, zu erzählen, muss er aus Siebenbürgen stammen. Und dass er als 92-Jähriger seinem 70-jährigen Sohn ein Erinnerungsbuch schenkt, das sogar siebenbürgische Kochrezepte enthält, ist eine originelle Idee – und entpuppt sich zudem als ausgesprochen nützlich: Wollte man nicht schon immer nach all den üppigen Crème-fraîche-Suppen mal eine einfache Kümmelsuppe siebenbürgischer Provenienz oder statt des Wiener Schnitzels ein siebenbürgisches Gemüseschnitzel essen? Man lese die Erinnerungen von Wilhelm Makkay, Vater des berühmten Bluesrockmusikers Peter Maffay, und man wird auch in Sachen „Kulinarik“ fündig.

Was die kleine Familie Makkay – Vater Wilhelm, Mutter Augustine und Sohn Peter – 1963 aus ihrer Heimat Siebenbürgen nach Deutschland mitbringt, sind allerdings nicht nur Kochrezepte. Die traurigen Geschichten wiegen schwer – und sind für den Vater Wilhelm belastend. Zwar sind Vater und Sohn 34 Jahre nach der Auswanderung auch mal wieder in der Heimatstadt Kronstadt/Braşov unterwegs, doch zeigt sich, wie sehr der erlittene Schmerz den Vater noch immer beutelt: „Ich hatte die Orte, an denen ich wie ein wildes Tier gejagt, in die Enge getrieben und gequält worden war, nun wiedergesehen – und ich hatte es kaum ertragen. Ich würde nie wieder hierherkommen.“ Anders der Sohn, der als 14-jähriger Jugendlicher Kronstadt verlässt.

Die Eltern bemühen sich trotz der Schikanen durch den rumänischen Sicherheitsdienst – verkörpert durch die schwarze Limousine, die immer wieder vor dem Haus steht, um den Vater abzuholen – und der großen Armut, dem im August 1949 geborenen Sohn Peter eine unbeschwerte Kindheit zu bescheren. Tati erzählt in seinem Erinnerungsbuch, wie Peter den Schäferhund Vulkan bekommt, seinen treuen Kindheitsgefährten, wie sich der Kurzhaardackel Trixi dazugesellt, wie Skier gebastelt, Kartoffel für die Kartoffeltokana „geklaubt“ werden, wie Wälder und Wiesen rund um Kronstadt einen herrlichen Abenteuerspielplatz abgeben. „Rückblickend würde ich sagen, dass du womöglich eine glücklichere Kindheit hattest, als viele Kinder heute, die in großem Wohlstand aufwachsen und denen es an nichts fehlt“, so Tatis Schlussfolgerung.

Das Du in diesem Buch ist Sohn Peter, an den sich Vater Wilhelm richtet, denn Peter wollte immer schon mehr über Siebenbürgen und die Vergangenheit der Familie wissen. Als Zeitzeuge verschweigt der Vater auch die Schattenseiten der Familiengeschichte nicht und geht bis zum Urgroßvater István zurück, einem Szekler, der zum Freiherrn geadelt wurde. Doch im Fokus steht die Geschichte von Peters Großvater Egon Ferdinand von Makkay, der nach seinem Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg und der russischen Kriegsgefangenschaft als Erster ein Kino in Kronstadt eröffnet und zu Wohlstand kommt. Doch bricht der Zweite Weltkrieg aus. Egon Ferdinand gerät zusammen mit seinen Söhnen Egon und Wilhelm in Kriegsgefangenschaft und bleibt danach in Österreich. Sohn Wilhelm kehrt zu Fuß nach Siebenbürgen zurück und bringt seine Mutter zu seinem Vater über die grüne Grenze nach Österreich. Seine große Liebe Augustine ist der Grund seiner erneuten Rückkehr nach Siebenbürgen, obwohl Wilhelm weiß, dass Repressalien nicht ausbleiben werden. „Arm wie die Kirchenmäuse“ schlagen sich die beiden durch – und es gibt sogar Lichtblicke wie die Begegnung mit dem Maler Friedrich von Bömches. Immer wieder steht Wilhelm vor dem Nichts – keine Arbeit, kein Geld, kein Perspektive: „Es war ein Tanz auf dem Vulkan, der jederzeit ausbrechen und uns unter seiner heißen Lava begraben könnte.“ Dank der vielen Freunde übersteht die Familie die Zeit bis zur Ausreise nach Deutschland – „die Rettung“ für Peter, denn: „Dein Stern ist in Deutschland aufgegangen, mein Sohn!“

Wilhelm Makkay
„Tati, erzähl.“ Erinnerungen – gesammelt für meinen Sohn Peter Maffay. *Carl Ueberreuter Verlag, Wien 2019, 144 Seiten, 19,95 Euro.*

Ein Vierteljahrhundert im siebenbürgischen Deutsch-Weißkirch

„Die Welt hat das kleine Dorf entdeckt“

Von Renate Nimtz-Köster

Der Abschied wurde Annette Schorb und ihrem Mann Roman nicht leicht. Auf dem allmorgendlichen Spaziergang über die Höhen um Deutsch-Weißkirch blühten in diesem Spätsommer die Wiesenblumen besonders schön. Blaue Wegwarte, gelber Alant, lila Witwenblume, weiße wilde Möhre: „Wir dachten immer, sie sagen uns ‚rămas bun‘, lebwohl“, sagt die Autorin des Buches „Ein Dorf wie nirgends anderswo“. Mit ihrem schön gestalteten Band hat sie Viscri, wie das wohl bekannteste siebenbürgische Dorf verballhornt auf Rumänisch heißt, ein Abschiedsgeschenk gemacht: Schon 25 Jahre kennt das Paar den abgelegenen Ort mit der mächtigen Kirchenburg. Nach 22 Jahren in Deutsch-Weißkirch sind sie nun fortgezogen – ins ländliche Mecklenburg, unweit ihrer Berliner Wohnung.

Damals hatten die Zahnärztin und der Landschaftsarchitekt sich einen Traum erfüllt: Im Tal einer Hügellandschaft, von der aus der Blick in die Fogarascher Berge geht, umgeben von weiten, nicht eingezäunten Weiden und Obstgärten fanden sie den Platz für ein anderes, einfaches Leben. Sie kauften sich, fernab vom mitteleuropäischen Getriebe, einen alten Hof, legten einen malerischen Blumengarten und Gemüsebeete an, hielten sich Pferde. Dort, im sommerlichen Garten, schrieb Annette Schorb auch ihr Buch, das die Wandlungen des berühmt gewordenen Dorfes beschreibt – auf dem Weg von Diktatur und Misswirtschaft in die globalisierte Welt.

„‚Vin vacile. Die Kühe kommen.‘ Das war einer der ersten Sätze, den wir auf Rumänisch gelernt haben“, schreibt Annette Schorb. Wie vor Jahrhunderten zieht der Hirte mit Rindern und Pferden frühmorgens die Dorfstraße entlang auf die Gemeinschaftswiese. Der Storch auf dem Schulhaus, die riesigen alten Eichen, die reiche Flora auf nichtgedüngtem Feld: Die beiden begeisterten sich über die Landschaft, die in ganz Europa kaum mehr zu finden ist. Doch wurden sie in ihrer neuen Heimat auch mit unvorstellbarer Armut konfrontiert. Täglich standen zu Anfang die „țigani“, wie sich die Roma selbst nennen, vor der Tür: Sie, die den Großteil der Dorfbewohner ausmachen, bettelten um Geld für Brot oder eine Fahrt mit dem Bus zum Arzt.

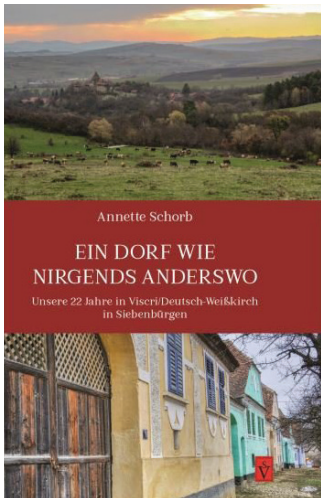
„Wir sind nicht nach Rumänien gezogen, um ‚Gutes‘ zu tun“, so die Autorin, „das ergab sich von selbst.“ Gemeinsam mit anderen deutschen Neubürgern brachten sie Projekte für Schüler und medizinische Betreuung auf den Weg, auch einen Frauenverein und ein Dorfcafé. Indessen half der nach dem bedeutendsten rumänischen Dichter benannte Mihai-Eminescu-Trust (MET) die alten sächsischen Dorfbilder zu erhalten: Fast alle Häuser in Weißkirch sind wieder mit den traditionellen Tonziegeln gedeckt, die Fassaden renoviert und in den ursprünglichen Pastellfarben gemalt.

„Die Welt hat das kleine Dorf an ihrem Ende entdeckt.“ Ein überaus erfolgreiches Sockenprojekt, an dem fast alle Frauen mitstrickten, sowie der MET und das Wohlwollen von Prinz Charles machten Deutsch-Weißkirch über die Jahre bekannt. Der von den meisten Siebenbürger Sachsen verlassene Ort fand Eingang ins UNESCO-Weltkulturerbe.

Die Karriere des Dorfes und seine Atmosphäre beschreibt Annette Schorb höchst anschaulich und immer kurzweilig in 19 Kapiteln. Da wechseln Anekdoten mit Alltagsleben und politisch-wirtschaftlichem Hintergrund, wie dem Ausverkauf von rumänischem Ackerland an ausländische Investoren und fehlgeleiteten EU-Subventionen. Erzählt wird über die Bärin mit zwei Jungen, den mutigen Protestbesuch der „țigani“ im Rathaus von Kronstadt/Brașov, wo sie um einen Schulbus kämpften, über Bauernball und Silvesterabend, über Mütter im Schulalter, über Ion, der nun die traditionellen Ziegel brennt und sogar schon von Prinz Charles besucht wurde, und über eine dörfliche Hauptperson: die sächsische Burghüterin Gerhild Gross, die unablässig für Weißkirch im Einsatz ist, die Orgel spielt, internationale Touristenströme lenkt und in der Gemeindepolitik mitmischt.

Annette Schorb und Roman Gihr, jetzt im Rentenalter, möchten die Jahre in Deutsch-Weißkirch nicht missen. Sie freuen sich, dass es vielen Bewohnern viel besser geht als früher. Doch das Dorf ist nicht mehr dasjenige, das sie einst suchten. Zehntausende suchen vor allem im Sommer den winzigen Ort und seine Kirchenburg auf, fotografieren alles und jeden. Ihre Autos wirbeln den Straßenstaub auf. Die alte Beschaulichkeit ist dahin. Schorb: „Weißkirch ist ein Freilichtmuseum geworden.“

Der Abschied war tränenreich. Nun beginnt für die beiden ein neues Leben im kleineren Bauernhaus, näher zur deutschen Verwandtschaft und zur Weltstadt Berlin.



Annette Schorb
Ein Dorf wie nirgends anderswo. Unsere 22 Jahre in Viscri/Deutsch-Weißkirch in Siebenbürgen. *Schiller Verlag, Hermannstadt, Bonn 2019, 125 Seiten, 14,00 Euro.*

Eine beeindruckende Dokumentation liegt nun in deutscher Sprache vor

Das Iaşi-Pogrom in beklemmenden Bildern

Von Simon Geissbühler

Der renommierte Wallstein Verlag legt verdienstvollerweise die 2014 in rumänischer und 2017 in englischer Sprache publizierte Fotodokumentation des amerikanisch-rumänischen Historikers Radu Ioanid zum Iaşi-Pogrom im Frühsommer 1941 in deutscher Übersetzung vor. Ioanid ist Direktor für internationale archivarische Zusammenarbeit beim United States Holocaust Memorial Museum (USHMM) in Washington. Mit seinem Buch „Der Holocaust in Rumänien“ von 2000 hat er die Forschung zum Thema bis heute maßgeblich beeinflusst.

In einem einleitenden Kapitel fasst Ioanid die Geschichte des Iaşi-Pogroms kurz zusammen. Der Massenmord an den Juden der rumänischen Großstadt Jassy/Iaşi war „eines der schlimmsten Verbrechen des Zweiten Weltkrieges“ mit insgesamt rund 13.000 Opfern. Es war – wie Ioanid zurecht festhält – „kein isoliertes und kein zufälliges Ereignis“, sondern „gehört zu einer langen Reihe von Massakern, für die zum großen Teil die rumänischen Behörden und auch gewöhnliche Bürger verantwortlich waren“ (S. 1).

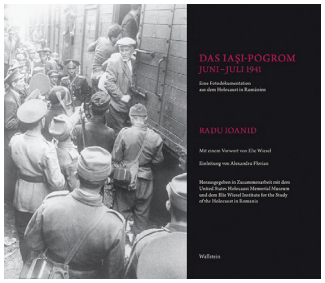
Die Fotodokumentation umfasst vier unterschiedlich lange Kapitel, nämlich „Iaşi: Das Massaker in der Stadt“, „Die Todeszüge“, „Die Kriegsverbrecherprozesse“ und „Die Opfer“. Die meisten Fotografien werden in Ioanids Buch zum ersten Mal überhaupt veröffentlicht und stammen u.a. aus rumänischen, israelischen und amerikanischen Archiven, aber auch aus Privatbesitz.

Die kaum in Worte fassbare Brutalität des mehrtägigen Massakers und der Todeszüge wird einem ungeschönt und in beklemmender Direktheit vor Augen geführt: Da sind die nichtjüdischen Bewohner der Stadt, die zumindest scheinbar unberührt an den Leichen ihrer jüdischen Nachbarn in den Straßen von Iaşi vorbeischlendern (S. 35 ff.), und die Toten, die in den Straßen oder auf den Gehsteigen liegen (S. 38 f. u. 41). Die Massenerschießung von Juden im Polizeipräsidium wird eingehend fotografisch dokumentiert (S. 48 ff.). Besonders eindringlich sind die Fotografien auf den Seiten 43 und 44 mit Vater, Mutter und Kleinkind, die auf offener Straße exekutiert wurden.

In zwei Todeszügen, dem ersten von Iaşi ins südrumänische Călăraşi mit rund 2.500 Passagieren und dem zweiten von Iaşi ins nahegelegene Podu Iloaiei mit rund 1.900 Passagieren, kamen ungefähr 2.600 Juden um. Die meisten verdursteten in den völlig überfüllten Waggons in unerträglicher Hitze. Die Mehrzahl der Fotografien in diesem Kapitel zeigt, wie bei Zwischenstopps der Züge Leichen entladen, am Rande der Gleise aufgestapelt und dann abtransportiert wurden.

Das Kapitel zu den Kriegsverbrecherprozessen in Bukarest von 1948 umfasst nur vier Fotografien, die angeklagte Offiziere und Soldaten, Polizisten und Zivilisten zeigen. Es wurde übrigens eine vernachlässigbar kleine Anzahl der Täter von Iaşi zur Rechenschaft gezogen. Der Leser bleibt hier etwas ratlos zurück. Wenn es die Absicht war, die Täter zu thematisieren, hätte es wohl mehr Text und auch mehr Fotografien gebraucht. Das Kapitel zu den Opfern – es handelt sich um knapp 40 Porträtfotografien – versucht, den Ermordeten ein Gesicht zu geben.

Die Frage, ob es angezeigt ist, schockierende Bilder z.B. von Leichenhaufen und nackten Opfern abzudrucken, mag sich stellen. Sie ist aus meiner Sicht indes zu bejahen: Die historische Realität des Holocausts darf nicht zensuriert werden. Zudem werden die Fotografien hier von kurzen und prägnanten Texten und Erklärungen begleitet. In unserer Zeit, die stark vom Visuellen dominiert wird, ist Radu Ioanids Dokumentation eines wichtigen und noch immer wenig bekannten Kapitels des Holocausts besonders wertvoll. Es ist lobenswert, dass der Wallstein Verlag das Buch nun auch in deutscher Übersetzung herausgegeben hat.



Radu Ioanid
Das Iaşi-Pogrom Juni–Juli 1941. Eine Fotodokumentation aus dem Holocaust in Rumänien. *Wallstein Verlag, Göttingen 2019, 200 Seiten, 135 Abb., 24 Euro.*

Schweizer Texte aus 40 Jahren zu Politik und Zeitgeschichte Rumäniens

„Rumänische Helden“

Von Georg Herbstritt

Das Buchcover deutet bereits die thematische Breite des hier vorzustellenden Buches an: Im Titel ist von Helden die Rede, doch das Umschlagbild zeigt keine strahlenden Heroen, sondern Opfer: den „Umzug der Geopferten“, eine Skulpturengruppe von Aurel Vlad im Hof der Gedenkstätte Sighet. Doch auch die Opfer, die Unterlegenen, können eine aufrechte, heldenhafte Haltung verkörpern. Seine vielseitigen rumänischen Helden hat der Schweizer Journalist, Historiker und Lyriker Andreas Saurer in den zurückliegenden fast vier Jahrzehnten in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen kennengelernt, teils persönlich, teils aus Dokumenten bei journalistischen oder zeitgeschichtlichen Recherchen, und er hat sie in kürzeren oder längeren Artikeln vorgestellt. Und so begegnet man hier Politikern und Schriftstellern, engagierten Familienunternehmern und Militärs, Widerstandskämpfern und Opfern der Diktaturen, Angehörigen der verschiedenen in Rumänien ansässigen Ethnien. Die meisten Texte handeln von Ereignissen der zurückliegenden 35 Jahre, doch manche Porträts und Geschichten reichen auch 80 Jahre zurück.

Insgesamt enthält das Buch 34 Artikel, die Saurer zwischen 1986 und 2017 in Schweizer Zeitungen, vorwiegend der „Berner Zeitung“, veröffentlichte. Er präsentiert sie hier untergliedert in sieben thematische Kapitel. Eines hat als Schwerpunkt die Revolution von 1989, ein anderes Rumäniens Streben in die Europäische Union. In zwei historisch ausgerichteten Kapiteln wird vom Holocaust und vom Stalinismus berichtet, von den beiden Weltkriegen und von der Securitate. In einem weiteren wird Tagespolitik aufgegriffen und in den beiden letzten Kapiteln wird die Maramuresch durchstreift und über die rumänische Grenze in die Republik Moldau und nach Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuţi) in der heute ukrainischen Nordbukowina geblickt.

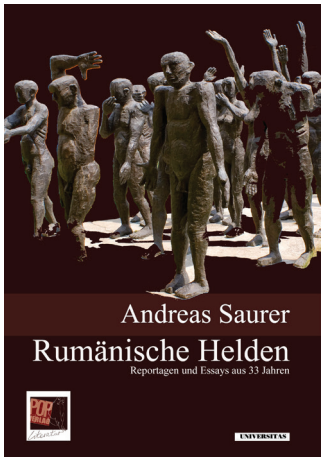
Bei den Berichten, Reportagen und Interviews handelt es sich, wie bereits erwähnt, um Zeitungsartikel. Und wer schon einmal in alten Zeitungen gestöbert hat, kennt womöglich das ambivalente Leseerlebnis dabei. Mitunter erweist sich die Lektüre als eine Fundgrube interessanter Geschichten, die uns auch heute noch etwas angehen. An anderen Stellen trifft man auf Namen und Ereignisse, die noch vor Kurzem jeder kannte und die jetzt schon wieder Geschichte sind – das erinnert uns Zeitgenossen in einer vergesslichen Welt daran, wie schnell sich vieles ändert. Und dann stößt man auch auf Artikel, die einfach nur veraltet wirken, so wie es eben die Zeitung von gestern manchmal ist.

Solche ambivalenten Leseerlebnisse hält auch das vorliegende Buch bereit. Auch heute noch sind jene Artikel lesenswert, in denen einzelne, interessante Menschen ausführlicher vorgestellt werden oder in denen über abgeschlossene historische Ereignisse berichtet wird. Diese Texte haben über den Tag hinaus Bestand. Dazu gehören die Porträts über General Victor Stănculescu, über die Dichter Nichită Stănescu, Petre Stoica und Gheorghe Crăciun, über den Temeswarer Autor und Journalisten Balthasar Waitz, über die Soziologen Petre Ştefănucă und Anton Golopenţia sowie die Interviews mit der Schriftstellerin Ana Blandiana und dem Philosophen Andrei Pleşu, ferner die Artikel über den rumänischen Holocaust mit einer Erwähnung des Autors Edgar Hilsenrath sowie über den antikommunistisch motivierten Überfall einer fünfköpfigen Gruppe auf die rumänische Gesandtschaft in Bern 1955. Diese Lebenswege verkörpern die Bandbreite menschlicher Schicksale in der Region im 20. Jahrhundert: Stănculescu als Diener der Macht, der für die blutige Niederschlagung des Temeswarer Aufstands ab dem 17. Dezember 1989 verantwortlich war und einig Tage später auch für den Prozess gegen das Diktatorenehepaar Ceauşescu; Ştefănucă, 1941 von den Sowjets in Chişinău zum Tode verurteilt und 1942 in einem sowjetischen Straflager verstorben; dazwischen viele andere in einer Mischung aus Widerstand, Rückzug oder Anpassung.

Manchmal hätte der Autor nachhaken dürfen: Etwa dann, wenn Ana Blandiana sich den Satz Lech Wałesas zu eigen macht: „Das Böse profitiert mehr von der Freiheit als das Gute.“ Welche Zukunftsperspektive bleibt dann noch? Saurers Stimmungsberichte aus dem Rumänien der späten 1980er Jahre lassen zumindest der Nostalgie keinen Raum.

Gerade die einstmals tagesaktuellen Artikel wirken am ehesten veraltet: Beiträge über den angestrebten EU-Beitritt Rumäniens, ein Blick in die Republik Moldau im Jahr 2001, die Erwähnung von Politikern wie Gheorghe Funar, Ion Iliescu, Victor Ponta oder Liviu Dragnea. Sie versetzen den Leser in frühere Diskurse zurück, bleiben in ihrer Kürze indes oberflächlich und daher flüchtig.

Viele Artikel sind mit kurzen Nachsätzen aktualisiert und der Autor informiert darüber, wenn die porträtierte Person inzwischen verstorben ist. Das erweist sich als hilfreich.



Andreas Saurer
Rumänische Helden. Vom Realsozialismus zum EU-Vorsitz.
Reportagen, Porträts, Interviews, Essays und Analysen aus 33 Jahren. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2019, 196 Seiten, 16,50 Euro.

Ein umfangreicher Reiseführer über den Donauraum

Kreuzfahrten als Instrument der regionalen Entwicklung?

Von Gilles Duhem

Kreuzfahrten haben häufig keinen guten Ruf. Sie erinnern einerseits an hochhausähnliche, protzige, schwimmende Stadtviertel, die ohne Rücksicht auf die Umwelt fragile Ziele ansteuern. Andererseits gelten sie als Unterhaltungsort für ein betagtes Publikum, das sich mehr für das Bordbuffet als für Sehenswürdigkeiten interessiert.

Der nun in sechster aktualisierter und erweiterter Auflage herausgegebene Reiseführer „Kreuzfahrt Donau. Von Passau zum Schwarzen Meer“ von Hinnerk Dreppenstedt könnte für diese etwas verstaubte Reisegattung der Schiffskreuzfahrt eine neue Reiselust wecken.

Getreu dem Motto des Trescher Verlags „Mehr wissen. Besser reisen“ überrascht der Autor den Leser mit einer überwältigenden Anzahl an Informationen, Zeichnungen und Plänen. Ist es noch ein Reiseführer oder ist es schon eine kleine Enzyklopädie von 450 Seiten über den längsten schiffbaren Abschnitt dieses wunderbaren europäischen Flusses? Umfangreiche, präzis dokumentierte und vielfältige Texte dominieren das Werk. Das zweispaltige Layout ist nüchtern wie ein Sachbuch. Durch die textliche Dominanz werden leider manche Illustrationen, allen voran sehr informative Karten, an den Rand gedrängt. Sie sind etwas zu klein geraten und dadurch für den Leser über 50, eigentlich das Zielpublikum dieses Werkes, schwer entzifferbar. Dieses spannende kartografische Konvolut wäre bei einer marginalen Reduzierung des Textvolumens besser zur Geltung gekommen.

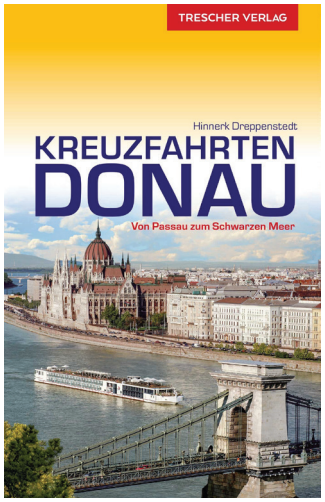
Ein solches Werk richtet sich zweifelsohne an ein Publikum, das sich im Internetzeitalter die Zeit noch gönnt, in Ruhe konzentriert zu lesen. Dies ist mittlerweile eine Rarität geworden. Dieser Reiseführer ist kein Werkzeug für einen Tourist, der nur Orte „konsumiert“. Er fördert kostbare geschichtliche, geografische, ökonomische und vor allem zwischenmenschliche Zusammenhänge zutage. Er verortet den Leser und animiert zur Auseinandersetzung mit dem Lebensraum Donau in seiner ganzen Vielfalt und Komplexität. Er weckt den wahren Genuss des Reisens: entdecken, hinterfragen, verstehen, weitervermitteln.

Passau, Linz, die Wachau, Melk, Wien, Preßburg/Bratislava, Budapest, Mohács, Vukovar, Neusatz/Novi Sad, Belgrad, Rustschuk/Ruse, Tulcea: Die Namen lesen sich wie ein wahres Konzentrat von 3.000 Jahren europäischer Geschichte. Die Donau hat alles zu bieten: frühgeschichtliche Siedlungen und Ausgrabungen, mittelalterliche Burgen und Stadtstrukturen, prachtvolle Barockbauten, Herausforderungen, Brüche und Narben des Industriezeitalters und der Moderne und vor allem Landschaft und Natur pur, soweit das Auge reicht.

Der Verfasser dieser Zeilen ist zwischen Passau und Belgrad mit dem Rad gefahren und kann demzufolge aus eigenem Erleben die Qualität des vorliegenden Werkes würdigen. Vor allem überzeugen die prägnanten Zusammenfassungen von Fakten, die um praktische Tipps für Ausflüge am Ufer gepiekt sind. Vom Schiff aus werden Landschaften und Orte erkundet, Menschen entdeckt. Die Kontinuität liefert der majestätische Fluss, die Donau als Schnürsenkel Mittel- und Osteuropas. Man kann sich wahrlich vorstellen, wie beim Lesen auf dem Deck der nächste Ausflug vorbereitet wird, während die Uferlandschaft, einem 360°-Panorama gleich, an einem vorbeizieht.

Vor allem abwärts von Budapest, wenn man Ballungszentren wie z. B. Belgrad ausnimmt, wird es bis zum Delta beim Tourismus, bei den Infrastrukturen und überhaupt bei der Entwicklung immer dünner. Man spürt deutlich, dass ein jahrtausendalter Lebensraum einem kräftigen Wandel ausgesetzt ist. Brachen, abnehmende Bevölkerungsdichte, wirtschaftliche Schwierigkeiten und Armut sind die Konsequenzen. Den Donauraum sollte man bei aller Schönheit nicht verklären. Es ist auch eine Region am Rande Europas, die gerade leidet.

Könnten die Kreuzfahrten ihren Beitrag leisten und ein bescheidenes Instrument der Regionalentwicklung und der lokalen Wirtschaftsförderung werden? Im Zeitalter des Klimawandels geht es vielmehr um einen umwelt- und ressourcenschonenden Tourismus als um Massenbewegungen. Der hier vorgestellte Reiseführer stellt ausführlich das Potenzial dar. Ein spendables Publikum für Qualität und Ausgefallenes gibt es wahrlich. Die Kreuzfahrtanbieter wären gut beraten, sich gemeinsam mit den Anrainerstaaten und der EU ein schlüssiges Konzept zu überlegen, das Tourismusschifffahrt modernisiert und für Familien, Authentizitätsjäger und Radfahrer (die Fahrradmitnahme ist auf den Schiffen bisher nicht möglich) attraktiver macht. An der Donau kamen Entwicklung, Veränderung und Wachstum historisch meistens über das Wasser. Warum nicht im 21. Jahrhundert?



Hinnerk Dreppenstedt
Kreuzfahrten Donau. Von Passau zum Schwarzen Meer.
Trescher Verlag, Berlin 2019, 6., aktual. und erw. Aufl., 456 Seiten, 19,95 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident	Dr. Gerhard Köpernik
Vizepräsidentin	Hermine-Sofia Untch
Schatzmeister	Tony Krönert
Schriftführerin	Mona Vintilă
Beisitzer	Dr. Raluca Fritzsch
	Christof Kaiser
	Wilfried Lohre
	Dr. Natalia Toma
	Janka Vogel

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Marianne Theil

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

☐ Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.

☐ Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.

☐ Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.

☐ Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Wilhelm-Gericke-Str. 17a
13437 Berlin

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!
Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Name: . . . . . .

Anschrift: . . . . . .

E-Mail: . . . . . .

Telefon: . . . . . .

Ort, Datum, Unterschrift: . . . . . .